

sachkundiger Redaktion und Umschlaggestaltung, anlässlich der Gedächtnisausstellung zum 25. Todesjahr des Kulmbacher Malers und Ehrenbürgers Michael Weiß, veranstaltet von der Städtischen Kunstsammlung in der Plassenburg (Dez. 1976 — Jan. 1977). Ein Selbstporträt en face mit den sympathischen Zügen des Künstlers blickt dem Leser beim Aufschlagen entgegen. Hans Stößlein, als Mitarbeiter unserer Bundeszeitschrift wohlbekannt, würdigt feinsinnig und einfühlsam den Künstler in „Bilder als Lebensspur“. Ein Lebenslauf in Form einer chronologischen Tafel schließt sich an. Den Maler in seine künstlerische Umwelt und in seine Heimat stellen Alfred Födransberg: „Michael Weiß, der Maler“ und Ludwig Popp: „Michael Weiß und seine Herkunft“, singgemäß folgt die Ahnenliste: Die Vorfahren saßen fast alle in Kulmbach. Moritz Schobberth liefert das stattliche „Ausstellungsverzeichnis“. Briefauszüge mit dem Künstlerlob (die gerade in der Gegenwart nachdenklich machen) und der Dank an die Helfer bei Vorbereitung der Ausstellung beenden das schmuck bebilderte Heft, das von bleibendem Wert ist, auch nach dem Ende der Ausstellung. Man möchte es als Dokumentation fränkischer Kunstgeschichte für immer besitzen. -t

Schlesinger Gerhard: **Napoleon in Kronach.**

Versuch einer Dokumentation. Bd. 40 von Die Plassenburg. Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken. Kulmbach: Freunde der Plassenburg e. V. 1979. 311 SS, gln. DM 36,—.

Verfasser gibt deutlich in der Vorbemerkung den Zweck seines Buches an: „... Napoleons Zug durch unser Gebiet und insbesondere seinen bedeutsamen Aufenthalt in den Mauern Kronachs nicht anhand einer gescheiterten historisch-kritischen Darstellung transparent zu machen, sondern vielmehr aus dem Blickwinkel

der wie auch immer Betroffenen, der „kleinen Leute“, der Bürger und Honoratioren, aber auch der Soldaten und Offiziere auf preussischer wie auf französischer Seite“. Damit wird der Inhalt des Buches ungemein lebendig, bekommt etwas Gegenwärtiges, den Leser Fesselndes. Nach einer die Zeit knapp, aber treffenden Darstellung, die auch für den Geschichtsfreund Neues bringen mag, läßt Schlesinger, angemessen kommentierend, die Zeitgenossen sprechen: Den Reigen eröffnet der elsässische General Jean Rapp, ihm folgt der preußische Major Ferdinand Bolstern von Boltenstern; dann kommen die oberfränkischen Landsleute zu Wort: Der Lehrer Johannes Bauer, Johann Peter Hafner, der Dekan Franz August Bauer. Anschließend liest man aus den Aufzeichnungen des Chefschirurgen der „Großen Armee“ Pierre Francois von Percy und des Hauptmanns Jean-Roch Coignet. Alles über die Tage um Kronach, natürlich in Auswahl, die Schlesinger mit Sinn für das geschichtlich Relevante vorgenommen hat. Gleichsam als Rahmen bringt der Teil II „Dokumente und Darstellungen“, so aus der „Correspondence de Napoleon Ier“, aus „Ergänzende Briefe und Aktenstücke“ von P. Foucart, aus deutschen Darstellungen von Eduard von Höpfner und Georg Fehn (Chronik von Kronach), teilweise in Faksimile, so auch das Manifest des Königs von Preußen vom 9. Oktober 1806 und desselben Proklamation an die Armee vom gleichen Tage. — Das Ganze ist ein wohlgelegener Einbau örtlicher Geschichte in den Ablauf der allgemeinen großen Vergangenheit. -t

Burgenstraße. Reich bebildeter geschicht aufgemachter Faltprospekt der Burgenstraße von Mannheim bis Nürnberg, zu beziehen bei der Arbeitsgemeinschaft „Die Burgenstraße“, Rathaus, 7100 Heilbronn. -t

Fränkisches in Kürze

Würzburg: Ausstellung in der Städt. Galerie: „August Macke und die Rheinischen Expressionisten“ — Schätze aus dem Städtischen Kunstmuseum Bonn (Plakat, Katalog). 16. 8. - 25. 10. 1982 Ulrich Oliver Selka: „Maske und figürliche Darstellung“.

Ellingen: Das alte Barockstädtchen Ellingen im Naturpark Altmühltal ist zu einem Mittelpunkt der geschichtlichen Dokumentation des deutschen Ostens geworden. Im Westflügel des Ellinger Schlosses, bis 1800 Sitz der Ballei Franken des Deutschen Ordens und ihrer

Bayer. Staatsbibliothek

8000 München 2

Landkomture, wurde kürzlich unter der Patenschaft des Freistaats Bayern ein Kulturzentrum für die ehemalige Provinz Ostpreußen eröffnet. Nach Abschluß der noch erforderlichen Renovierungsarbeiten wird hier eine Gesamtfläche von über tausend Quadratmetern für Bibliotheks-, Archiv- und Ausstellungsräume zur Verfügung stehen. Der Südflügel birgt seit langem ein Museum, das ein skizzenhaftes Bild der Geschichte des Deutschen Ordens vermittelt. Die räumliche Nachbarschaft mit dem neuen Kulturzentrum erscheint insofern besonders legitimiert, als die Vorgeschichte Ostpreußens von der kolonialisatorischen und staats-

bildenden Leistung der Rittermönche nicht zu trennen ist. Symbole dafür waren Danzig, Königsberg und die Festung Marienburg. Inzwischen kann das Kulturzentrum schon auf einen beachtlichen Fundus verweisen, zu dem insbesondere das Ostpreußische Jagdmuseum in Lüneburg, die bayerische Ost-West-Preußen-Stiftung und das Duisburger Haus Königsberg beigetragen haben. Andere Materialien wie Handschriften, Briefe und frühe Werkausgaben beziehen sich auf berühmte Ostpreußen wie Nikolaus Kopernikus, Immanuel Kant, Johann Gottfried Herder und Agnes Miegel.

fr 336

„Frauen in Franken“

17. Fränkisches Seminar des Frankenbundes
7.-9. Oktober 1977
in der Heimvolkshochschule Schloß Schney
bei Lichtenfels/Ofr.

Leitung und Zusammenstellung der Vorträge
Inge Meidinger-Geise und Hartmut Heller

Würzburg 1981

Vorbemerkungen

Natürlich ist das Thema des 17. Fränkischen Seminars auf Schloß Schney „Die Frau in Franken“ ein später Nachhall zum sog. Jahr der Frau anno 1976, dem hier gewissermaßen eine historische Dimension angefügt werden sollte. Ursprünglich, nach dem Vorschlag der Frankenbund-Bundesleitung, sollte es heißen „Frauengestalten im fränkischen Kulturleben“ oder „Große Frauengestalten in Franken“. Der kleine Unterschied zwischen damaliger und jetziger Formulierung wird unverkennbar sein; er enthält eine programmatische Perspektive. Als Organisatoren dieser Vortragsfolge waren wir der Meinung, daß es eigentlich oberflächlich sei, immer nur die außergewöhnliche Persönlichkeit hervorzuheben, den mehr oder weniger festgeschriebenen Kanon bekannter Namen Revue passieren zu lassen, die aus Franken gebürtig sind oder hier lebten und leben. Die Schriftstellerinnen, Repräsentantinnen der Politik, eine Christine Ebner, Caritas Pirckheimer oder Cosima Wagner — selbstverständlich sollten sie zu Wort kommen und gewürdigt werden.

Aber: Wir wollten darüber die breite Masse der Namenlosen nicht vergessen. Die heute so modische soziologische Betrachtungsweise hat hier zweifellos ihr Gutes. Sie zeigt uns jenes gesellschaftliche Umfeld, ohne das der einzelne — in unserem Fall die einzelne — schwer denkbar ist. Diese Gesellschaft und eben auch ihr weiblicher Teil steht in gesamtgeschichtlichen Entwicklungen und hat in jedem Zeitalter ihr soziales Gefälle. Sie reicht von der teuflischen Hexe bis zur frommen Nonne, von der Nur-Hausfrau bis zur voll Berufstätigen, vom Krenweiblein bis hinauf zum adeligen Fräulein und zur Dame schlechthin, wie sie in weitem Ausblick auf den europäischen Kulturkreis von Baron Aufseß stilisiert wird.

Monographische Gesamtdarstellungen zum Thema, auf die man rasch zurückgreifen könnte, gibt es bisher kaum. Aus diesem Grund war die Aufgabe, größere Problemkreise herausarbeiten zu wollen, schwierig und für einzelne Referenten bei z. T. schmalem oder unübersichtlichem Forschungsstand ein echtes Wagnis. Die nicht ganz so verbindliche Form des Vortrags wurde deshalb bei der nunmehrigen Drucklegung bewußt beibehalten.

Allen Beteiligten sei auch hier für ihre Mitwirkung nochmals herzlich gedankt.

Hartmut Heller

Das Tagungsthema beim Wort genommen

Es war seit längerem der Lieblingsgedanke eines in Franken zum Spezialisten in mancherlei fränkisch-geographisch-kulturhistorischen Belangen gereiften Schlesiens, nämlich der Gedanke von Prof. Helmuth Fückner: Man müßte einmal die Frau in Franken betrachten. Er sagte das mir, der seit über dreißig Jahren hier in Franken lebenden Berlinerin. Ich hoffte insgeheim, daß diese Aufgabe, mit solchem Thema Ernst zu machen, noch ein wenig dahinschmoren würde im Vorratstopf der Tagungsthemen vom Frankenbund. Denn so einfach und ermutigend lagen und liegen die Dinge gar nicht.

Die Frau aus Franken hat in unserer unmittelbaren Gegenwart zwei schillernde und dennoch für Generaltöne dieses Themas recht bezeichnende Vertreterinnen mit hier bundesweiter, dort weltweiter Ausstrahlung. Die großmäulige, auch sentimentale, auch krämerschlaue, auch auf Originalität bedachte Nürnberger Marktfrau Gunda zeigt das aufgebrauchte Frankenfrauen-Negativ oder -Positiv, es kommt auf die Betrachtungsweise an: Kleinbürgerlichkeit vermischt sich mit dem uralten Emanzipationsmodell der Frau, wo sie in ihrem Element ist und bleibt: Gunda versteht etwas von der „War“ auf dem Markt; da ist sie die Herrin und hat freimütig ihr eigenes Gesetz, versteht auch zu leben, mit wem sie will — und sei es ein tüchtiger Türke; Gunda hat Mundwerk, Witz, davon schwappt viel über, Maßhalten ist kaum ihre Sache; Gunda das fränkische Weibsbild, reif für lautes Volkstheater, einen Stich zu grell, Gunda wirkt in ihren Grenzen gewichtig. Mit anderen Schlagzeilen versehen wirkt der Hollywoodstar durch Kurven und Schmolldspiel der Naiven, Elke Sommer, in Berlin geboren, die Wert aber darauf legt, daß man ihre biedere Herkunft als Erlanger Pfarrerstochter im Gedächtnis behält, Elke Sommer, nicht unbegabt, tüchtig wie eine fränkische Marktfrau in Nerz, witzig und zusammenschurrend ins Gemüthafte, wenn sie bei einem Interview davon spricht, daß sie „eine liebe Mutti und einen lieben Mann“ habe. Emanzipation im Traumformat der Illustriertenleser, gesprenkelt mit kleinkariertem Familienschau, bitte nur für Kurzsichtige, Elke Sommer, alles in allem harmlos halblaut, nicht Vamp und nicht Gretchen, aber eine Mischung, die nur wagt, was angebracht erscheint, sowohl als auch. Fassen wir die beiden Weiblichkeiten in den fränkischen Rahmen, so kommt, ganz ohne Bosheit, mit betrachtender Logik, die deftig-gemüthvoll-selbstbewußte Wesensidylle heraus, die der fränkischen Gartenlandschaft mit dem Kunstaufbau der Städte, die den lebhaften fränkischen Markttraditionen und der natürlichen Lust reichsstädtischer und markgräflicher Bürger, niemals weniger zu scheinen als zu sein, entgegenkommt.

Mir fiel diese harmonische Polarität erst ein, als ich mit dem mir erfreulicherweise zur Seite gestellten Partner Dr. Heller dem Thema, der Sache auf den Grund ging, als ich „Die Frau in Franken“ über die launig-, bissig-, treffend- unterhaltsamen entsprechenden Partien in den Büchern von Irene Reif und Eugen Skasa-Weiß hinaus aufspüren und in ihren Wirkungsbereichen umgreifen wollte.

Eines war sicher erkennbar: In einem ländlich und im Grunde nirgend weltstädtisch in die Neuzeit hinein gegliederten Lande wie Franken fand und findet keine Rebellion der Frauen statt, die die Herrschaft des Mannes bekämpfen wollen. Hierzulande war und ist man sehr klug — man sichert sich leise und gelassen Freiräume je nach Begabung; hierzulande gibt es natürlich auch brodelnde weibliche Dämonien, die sich aber wie von selber dem Gartenboden, der Bürgergesellschaft anpassen — nur der Eingeweihte, der Scharf-ägige sieht sie in den Frauenprofilen im öffentlichen Leben, in der Kulturgeschichte und vor allem in der Kunst sparsam verteilt, aber außerordentlich aufschlußreich gesetzt.

Dazu kommt: Die Frau aus Franken, also aus der Region, aber jenseits der Region lebend, hat mit wenigen Namen ihre Bedeutung. Die Frau in Franken, wenn sie ihr eigenes Wirkungsfeld hat, behält nachweislich die Fetzen ihres fränkischen Kokons,

aus dem sie schlüpfte, behält von der Adligen bis zur Hexe, von der Ministerin bis zur Autorin etwas von Land und Leuten bei, sprich von der historisch-gesellschaftlichen Struktur eines Landes mit vielen Schlössern und ein paar größeren Städten, eines Landes mit Kleinbauern- und Kleinbürgergeist samt mittelständischen, akademischen, kirchlichen Schattierungen, wie sie ohne große Wirbelwinde beständig blieben. Die Frau in Franken behielt — und das prägt sie entscheidend mit — ein recht frauliches Profil, auf das kein lastender Industriestaub fiel, keine arme Arbeitsgräue aus luftarmer Enge. In allem bleibt aber ein Quentchen Stuben- ja auch höherer Töchtergeist, und sei es nur, um Ausbrüche aus all dem einzufärben, daß sie nicht zu Katastrophen führen.

Unser Tagungsthema machte uns und alle, die wir um Referate baten, im Grunde ein bißchen schwitzen: Die betrachtenden Spannweiten sind schmal, aber sehr bezeichnend, sie kristallisierten sich heraus, sie wurden nicht mutwillig gesetzt, sie decken, so meine ich, manches auf und identifizieren sich mit dem, was ich anzudeuten versuchte.

Mein persönliches Engagement soll bei dieser kleinen Meditations-Ouvertüre nicht verschwiegen sein. Ich erlebte und erlebe seit langen Jahren sozusagen in meiner Umwelt einige Stufen der Frau in Franken in nuce. Da war unmittelbar nach dem Kriege die blonde Kleinbauerntochter, die einen Chinesen geheiratet hatte und mit ihm ein Restegeschäft betrieb. Mit sanfter Gewalt beherrschte sie die Szene und schufte an der Seite ihres Lin wie besessen, arbeitete sich aus dem Behelfsheim in ein eigenerbautes Haus mit Textilhandel, kam zu etwas und blieb, was sie war — eine leisere Marktfrau Gunda, die auf ihre Weise Herrin ist. Und da ist die Professorrentochter, gebildet und stockbürgerlich, halbstudiert und abermals einem jungen Professor oder Pastor mit entsprechenden Aufstiegschancen die allerbeste Gefährtin, denn sie irritiert ihn nicht und macht gute Figur, weiß etwas, aber nicht zuviel. Man spürt sowohl als auch bei diesen Frauen das gemäßigte Klima, die ausgewogene Enge mit nötiger Frischluft, kurz fränkische Wesenstemperatur. Da sind Malerinnen, Pianistinnen, Journalistinnen, da sind Sängerinnen und Autorinnen so geringer Anzahl, sie wirken jedoch sozusagen mit Halbkraft, sie vergessen — und das kann sehr sympathisch, aber auch sehr gefährlich verengend sein — nicht Ehe und Familie samt Pflichten, ja sie schließen ohne Groll Kompromisse. Das macht einen riskanten Radius nach außen, der heutzutage ein Reiseleben, ein Hotelleben, eine harte Flexibilität erfordert, fast nicht möglich. Der landschaftlich-soziologische Intimcharakter Frankens, das kunstgewerbliche Element statt des künstlerischen — bitte dies alles nur als Akzente und nicht als billige verallgemeinernde Attribute zu nehmen — scheinen doch hierbei mitzuwirken. Ich habe in keinem deutschen Landstrich soviel mit ihrem Leben gegnugsam zufriedene, sprich regsame sich bescheidende Frauen getroffen, die nicht der Fernministinnenehrgeiz sticht, die keine Gesellschaftskokotten oder -tigerinnen sind — München ist immerhin nahe, aber man bleibt gegen diese Bereiche immun. Der trockene Humor, das biedere Lachen sind auch in den problematischen Zonen der einschichtig Lebenden, der selbständigen Frauen in Franken zu Hause — ich weiß das aus dem Akademikerinnenbund, der manchmal bei den Zusammenkünften etwas liebenswert Pensionatshaftes besitzt.

Die Frau in Franken — das geschickte Modell eines Arrangements mit vorgegebener Umwelt, eine kluge Freikämpferin ihrer gemäßigten Eigenziele angesichts des Arbeiters, Bauern, Burgherrn, Professors, Pastors, auch des Malers oder Autors — hier hat alles noch oder doch noch einen Umriß, hier kann man noch „Lebensgefährtin“ sein! Eine Frau wie die Politikergefährtin Pauline Brater, der ihre Tochter Agnes Sapper 1910 das romanhafte „Lebensbild einer deutschen Frau“ widmete mit höchst anregenden, anschaulichen Streiflichtern auf Erlanger Professorenmilieu, auf den Kampf der Fortschrittspartei in Bayern, mit dem genauen Gemisch aus arm-anmutiger Idylle und hochherzigem Mitkampf an der Seite des verehrten Mannes — sie verkörpert im Guten, was Friedrich Rückert zu Paulines Mutter sagte: „Eine Frau braucht nur ein Talent zu haben: Daß sie Gehilfin des Mannes sein kann“. Das ist hier nicht schlechthin als Verengung zu werten. Wir haben in der Literatur in Claire Goll, der gebürtigen Nürnbergerin, ein großartiges Beispiel hierfür und dazu für eigene Leistung. Ich will

damit sagen: Unser Thema beim Wort genommen bringt kaum himmelstürmende Rebellinnen, bringt aber Persönlichkeiten, die Ordnung und Freiheit einerseits vereinen und die, wo sie ausscherten aus dem einen um des andern willen, dies engagiert taten und tun — mit Zielen, mit Absichten, mit Herzenskräften und ernstzunehmendem Anspruch. Die Frau in Franken — ein hoffentlich aufschlußreiches Porträt, so versprachen die Vorarbeiten, eine Porträtsammlung vom heutigen Wirken einzelner auf der Basis eindeutiger Umstände, Folgerungen und bedingter Maße.

Was an meinen Ausführungen provokant wirkt, hat nach Schweißk „seinen tiefen Sinn“; was vergleichsweise tiefsinnig wirkt, ist sachlich belegbar.

Gustav Voit

Fränkische Frauen zwischen Mittelalter und Neuzeit

Nur vereinzelt ragen aus den Quellen des Mittelalters Frauengestalten hervor, die genügend Stoff zu Untersuchungen liefern. Im allgemeinen machten nur Männer Geschichte und von diesen wiederum nur Angehörige des Adels oder des Ministerialenstandes. Somit bildeten die beiden Kaiserinnen Adelheid und Theophanu, die während der Minderjährigkeit Ottos III. die Geschicke des Reiches lenkten, fast schon die Ausnahme. Die Frauen wirkten sonst nur im Verborgenen. Meist kennt man nicht einmal ihre Namen. Bei Untersuchungen über Adel und Ministerialität im Reichsgebiet Nürnberg-Eger und im Radenzgau konnte nur bei einem Drittel der erfaßbaren Ehefrauen der Vorname und ganz selten — etwa bei 8% — der Familienname ermittelt werden. Das Vorhandensein einer Gemahlin läßt sich meistens nur daraus erschließen, daß der Aussteller einer Urkunde Söhne nennt. Töchter dagegen waren kaum erwähnenswert.

Ein weiteres Problem möge als Vorerwägung vorausgeschickt werden. Das liegt jedoch nicht an der Geschichtsschreibung, sondern am Menschen selbst — damals wie heute. Es gab und gibt immer Frauen, die zum Herrschen, zum Befehlen, zum Handeln geboren waren, auch in einer Zeit, wo sie das eigentlich gar nicht gedurft hätten. Das begann mit Königin Hatschepsut, der ersten bekannten emanzipierten Frau der Weltgeschichte, und gipfelt in Maria Theresia. Und da die Frauenwelt nicht nur aus Königinnen und Kaiserinnen besteht, kann man verallgemeinernd sagen: Es hat schon immer Männer gegeben, die ihre tüchtigen Frauen handeln lassen, die froh waren, wenn sie das selbst nicht mußten. Und heute, im Zeitalter der sog. Gleichberechtigung, gibt es ebenfalls Frauen, die — wie im Mittelalter — still und bescheiden im Schatten ihres Mannes leben und sich dabei nicht einmal unwohl fühlen. Man fällt nämlich nur allzu leicht in Versuchung, das Wenige, was man aus der Vergangenheit weiß, als feste Norm gelten zu lassen. Vielleicht war aber gerade das die Ausnahme.

Die Zuneigung zwischen Mann und Frau war schon immer da — von den alten Ägyptern bis heute. Doch im Mittelalter waren diese Beziehungen verzerrt, die Menschen hin- und hergerissen zwischen dem normalen Bedürfnis nach Liebe und der Furcht vor der Sünde. Und die Kirche tat alles, um diese Unsicherheit weiter wuchern zu lassen. Thomas von Aquin, der große Scholastiker des 13. Jahrhunderts, zählte die Frau zu den „notwendigen Dingen“, die zur Erhaltung der Art erforderlich wären wie Essen und Trinken. „Die Frau wurde geschaffen, um dem Manne zu helfen, aber einzig und allein bei der Zeugung, denn bei jeder anderen Verrichtung hätte der Mann bei einem anderen Manne eine bessere Hilfe als bei der Frau“. Ja, an der Pariser Universität diskutierte man im 12. Jhd. ernsthaft, ob Frauen überhaupt Seelen hätten. Der

Camaldulensermonch Gratianus, der das kanonische Recht von der Theologie löste und zu einer eigenen Disziplin erhob, schrieb 1145 wörtlich, daß jeder Mensch, der geschlechtlich empfangen wurde, mit der Erbsünde behaftet geboren, der Gottlosigkeit zornes und daher ein Kind des Zornes sei¹⁾. Das war also die Lehrmeinung der Kirche, die nach dem Investiturstreit eine ungeheure Machtfülle gewonnen hatte und bald beide Schwerer Christi beanspruchte.

Entsprechend war das Ansehen der Frau. Sie wurde als Ding betrachtet, um das man feilschte und das — wenn man nicht geschäftseinig wurde — sogar noch geraubt werden konnte. Nicht nur der sächsische Herzog Heinrich, der spätere König Heinrich I., hatte seine Frau Hatheburg aus dem Kloster geholt — nein, noch 1126 fand ein buchstäblicher Frauenraub ganz in der Nähe von Schney statt. Ein Herchembert — vermutlich ein Herr von Leiterbach²⁾ — raubte die niederadelige Heilica von Rattelsdorf, die Tochter Jachtints I. und der Helmburg. Heilica war auf dem Weg ins Kloster Banz; sie hätte dort den Schleier genommen. Aber Herchembert zwang sie „ad illicitas nuptias“. Der gesamte Vorgang geht aus einer Urkunde im Hauptstaatsarchiv München hervor³⁾. Leider ist in dem Pergament keine Stellungnahme des Mädchens enthalten. Hatte vielleicht Heilica „ihrem“ Herchembert gar ein Brieflein zukommen lassen? Das bleibt uns für immer verschlossen.

Dennoch gab es in Europa schon den ersten Ansatz, die Frau gesellschaftlich zu heben. Er kam aus dem arabischen Spanien. Hier saßen Christentum und Islam ganz eng beisammen. Kreuzzüge und friedliche Nachbarschaft wechselten; Religionshaß wurde gelegentlich durch edelmütige Freundschaft überbrückt. Das mohammedanische Königreich Granada hielt sich in Spanien bis 1492. Der Islam gab Vorbilder für den hohen Lebensstil, für die Verfeinerung des Daseins. Sie wirkten über Frankreich nach Europa hinein. Während im christlichen Europa die Herren noch nichts von Galanterie den Damen gegenüber wußten, besang man die Frau schon in Andalusien⁴⁾. Selbst die Instrumente der im Süden Frankreichs entstehenden Troubadourlyrik stammen aus dem arabischen Raum: Die Laute, die Gitarre und Mandoline, die Flöte und das Tamburin⁵⁾. Unter französischem Einfluß breitete sich dann der Dienst der Herren an der Frau über Europa aus. Hierbei hatte die in Frankreich entstandene Kreuzzugsidee großen Anteil. Denn gerade auf den Kreuzzügen lernten die deutschen milites und liberi von ihren französischen Adelsgenossen das fein ausgebildete Ritterwesen Frankreichs kennen. Man nahm es zum Vorbild. Die herrschende galante Lebensart und Sitte, vor allem der Frauendienst, eines der Hauptelemente des französischen Rittertums, wurde auf deutschen Boden verpflanzt. Damit verbunden kam die Pflege der Dichtkunst, wie sie vom Adel Frankreichs, den Troubadours in der Provence und den Trouvères in der Bretagne, ausgeübt wurde, nach Deutschland. Auch hier lag die Dichtung zumeist in den Händen des Adels. Von Walter von der Vogelweide, der aus Südtirol stammend, viele Jahre in Österreich am Hofe des Babenbergers Leopold VI. lebte, entstanden die Zeilen, die so treffend zu diesem Thema passen:

Swâ ein edeliu schoene vrouwe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
durch kurzewîle zuo vil liuten gât,
hovelichen höchgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênic under stunden,
alsam der sunne gegen den stern stât:
Der meie bringe uns al sîn wunder,
waz ist dâ sô wünneliches under
als ir minneclicher lip?
Wir lassen alle bluomen stân
und kapfen an daz werde wîp.

Das ist die zweite Strophe des Gedichtes „Frühling und Frauen“. Nur am Rande sei vermerkt, daß das mittelhochdeutsche Wort „wîp“ Anerkennung und Bewunderung ausdrückte; es hat nichts mit seinem neuhochdeutschen Nachfolger „Weib“ gemeinsam.

Das sagt Walter an anderer Stelle, in seinem ersten Lobgesang auf Deutschland, ganz deutlich: „... rehte als engel sint diu wip getân“.

Es ist daher keinesfalls verwunderlich, wenn Frauen in Südfrankreich bereits im 12. Jhd. an Gemeindegewalten teilnahmen, also schon das aktive Wahlrecht ausübten⁶⁾. Auch bei uns konnten gelegentlich Frauen wählen — aber nur in den Nonnenklöstern: Konventualinnen über 30 Jahre besaßen dort sogar das passive Wahlrecht. Franken bestand aber nicht nur aus Nonnenklöstern!

Leider ging alles dahin. In Südfrankreich zerschlugen die grausamen Albigenserkriege alle Ansätze, alle Galanterie. In Deutschland wüteten nach dem Tode Heinrichs VI. ebenfalls Bürgerkriege: Staufer gegen Welfen, Kaiser gegen Papst⁷⁾. Bannflüche und Interdikt sowie der Zerfall des Personenverbandsstaates trugen zur Auflösung bei. Das Interregnum folgte. Die mittelhochdeutsche Literatur verwilderte, die Sitten, die Höflichkeit zerrannen.

Sehen wir auf der einen Seite die Menschen in ihrer Größe und Schwäche, so beobachten wir auf der anderen Seite die von der Kirche verordnete Prüderie. Das ist aber keinesfalls die Erkenntnis der Geschichtsforschung. Schon die Zeitgenossen haben das gegeißelt — nur durfte man nicht allzu laut werden. Der um 1230 entstandene Roman de la Rose war im 13. Jhd. und noch später das meist gelesene und diskutierte Buch⁸⁾. Dieser Rosenroman wurde um 1270 zu Ende geführt und umfaßte schließlich 22000 Verse. Die Kirche drohte mit Bann und Scheiterhaufen. Zum Verständnis sei darauf verwiesen, daß die Verfechter des harten Kurses dem Zölibat verhaftete Kleriker waren, die nach ihrer Weltanschauung ja letzten Endes gar nicht anders handeln konnten. Man sah nicht die Probleme der eigenen Kirche — man predigte noch immer den Kreuzzugsgedanken. Und es war ein Treppenwitz der Weltgeschichte, daß den Kreuzfahrerheeren, die die Heiligen Stätten von den Muslimen befreien wollten, Scharen von Dirnen folgten. Allein bei der Belagerung von Akkon 1189 nahmen dreihundert schöne Französinen teil, um die Gewappneten in Stimmung zu halten⁹⁾.

Die mittelalterliche Kirche hatte sich geradezu in eine Verkrampfung hineingesteigert. Einmal wurde die Frau zu einem Wesen gestempelt, das gefährlich war, das den Mann zum Laster führte. Aus dem biblischen Bericht über die Erschaffung der Frau hatten christliche Autoren ihre „Inferiorität“ hergeleitet¹⁰⁾. Umgekehrt gab es Stimmen, die von Spanien und Frankreich beeinflusst etwa so lauteten: „Hätte Gott in der Frau das Böse gesehen, als er den Menschen schuf, so hätte er sie dem Manne nicht zur Gefährtin gegeben, noch hätte er sie aus ihm gemacht! Diente sie nicht einem guten Zwecke, so wäre sie nicht so edel!“¹¹⁾. Selbst über die Stellung der Gottesmutter Maria war sich die Kirche noch keineswegs im Klaren. Als 1140 zu Lyon die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariae erschien, stieß ihre Anerkennung auf massiven Widerstand. Auch von Thomas von Aquin wurde sie später hart bekämpft.

Das Ansehen der Frau war — von kurzen Wellen der Verehrung in der höfischen Literatur abgesehen — im Mittelalter gering. Dafür sorgte zudem ein großer Frauenüberschuß. Er erreichte um 1230 — dem Todesjahr Walters von der Vogelweide, dem Beginn des Rosenromans — einen Höhepunkt. Die Gründe sind schwer zu fassen. Ob dieser Frauenüberschuß auf die erhöhte Sterblichkeit der Männer durch Beruf und Lebensführung zurückzuführen ist, erscheint nicht recht überzeugend. Auch den Kreuzzügen kann man ihn nicht so recht in die Schuhe schieben. Die große Zahl von Geistlichen — Ordens- und Weltpriestern — mag wohl mitbestimmend gewesen sein. Doch war der Zölibat noch nicht allgemein üblich. Noch 1250 gab es beweihte Priester — auch wenn das als Sünde angesehen wurde¹²⁾. Bei Untersuchungen über den Adel am Obermain¹³⁾ zeigte sich, daß bis 1350 jeder vierte Familienangehörige Kleriker geworden war. Das hätte natürlich einen Frauenüberschuß hervorgerufen, wenn die uns bekannte Zahl der Personen der Wirklichkeit entsprechen würde. Man kennt ja nur die Personen, die durch den schriftlichen Niederschlag einer Handlung uns bekannt sind. Die wirkliche Zahl beträgt ein Vielfaches. Schließlich erreichte nur jedes zweite Kind sein 15. Lebensjahr.

Parallel zur Blütezeit des Rittertums lief die religiöse Bewegung des Mittelalters¹⁴⁾. Viele Frauen wurden von ihr ergriffen. Sie verschenkten ihren Besitz — wenn sie einen hatten — und führten ein Leben in freiwilliger Armut. Es ist schwer die Grundstimmung zu errahnen — verstehen wird man sie nie¹⁵⁾. Vermutlich war diese Armutsbewegung, die vornehmlich von Frauen betrieben wurde, eine Art Protestaktion gegen die glänzende Lebensführung der gehobenen Stände, die inzwischen von zwei Seiten her — von Südspanien und von Syrien — mit orientalischem Prunk in Berührung gekommen waren und diesen nachahmten.

Vollends verbreiteten die Bettelorden die Armutsforderungen in den Städten. Hier konnten sie in die Breite und in die Tiefe wirken. Die neuen Orden der Dominikaner und Franziskaner trugen eine neue Form der Seelsorge ins Volk. Prediger- und Barfüßerbrüder veranstalteten regelrechte religiöse Massenpropaganda. Die Wirkung der Bettelmönche in den damaligen Ballungszentren war um so größer, je mehr sie im Gegensatz zu den Weltgeistlichen mit ihrem Ruf nach Buße und Armut selbst Ernst machten. Ihnen kam in Deutschland die Armutsbewegung der Frauen entgegen.

Da die Frauen weitgehend vom aktiven Leben jener Zeit ausgeschlossen waren, mußten für sie die Frauenklöster zur Alternative werden. Das Wirken der Frau in der Stille mündete vielfach in ein entsagungsvolles Leben. Die Klöster waren ihnen jedoch meist nicht zugänglich, da der Eintritt in ein Nonnenkloster mit einer Mitgift — oft in beträchtlicher Höhe — verbunden war, schon deshalb, weil sich die Klöster wirtschaftlich selbst versorgen mußten. So entstanden in den Städten „wilde Konvente“. Man lebte in primitiven Räumen in höchster Armut zusammen, man betete und bettelte und predigte. Immer mehr Menschen erfaßte man von der Idee der Armut und der Demut, von einem Leben allein für Gott. Diese Frauen ohne Gelübde und Regeln nannte man Beginen nach einer in den Niederlanden und in Flandern entstandenen klosterartigen Laiengemeinschaft. Der Name begegnet erstmalig 1233. Ihre Ausläufer reichten bis nach Polen. In Köln soll es um 1240 ganze 150 Beginenkonvente gegeben haben.

Das Leben der Beginen war dem Gebet und dem Dienst am Nächsten gewidmet. Dennoch betrachtete sie die Kirche mit Sorge, ja mit Mißtrauen. Diese Frauen vermehrten nämlich das Heer der Bettler um ein Vielfaches und entglitten weitgehend der kirchlichen Aufsicht, da sie die Kirchen nicht regelmäßig besuchten, sondern meist ihren eigenen Gottesdienst hielten. Damit war — nach Ansicht der Kirche — der Ketzerei Tür und Tor geöffnet. Tatsächlich irrten so manche Beginengemeinschaften durch religiösen Überschwang vom Weg der Rechtgläubigkeit ab und verließen die Bahnen der Kirche. Ketzerverfahren gegen Beginen sind aus Schwaben bekannt. Die Kirche war allerdings nicht in der Lage, den plötzlichen Ansturm von Frauen, die von der religiösen Bewegung erfaßt waren, zu schlucken. Es gab eben zu wenig Klöster und — so paradox das klingen mag — zu diesem Zeitpunkt zu wenig Kleriker. Man konnte die Frauenbewegung seelsorgemäßig und wirtschaftlich nicht verkraften¹⁶⁾.

Für die meisten Frauen waren jedoch das Beginentum und ähnliche Verbindungen, in allen Zwischenkombinationen schillernd, nicht das Ideal eines religiösen Lebens. Man strebte vielmehr ein ausgesprochenes Klosterleben an. Deshalb wandten sich viele Beginengemeinschaften dem Orden der Dominikaner zu, der sich eben über Europa ausbreitete, und suchten bei ihm Unterstützung. Frauenseelsorge und Betreuung von Frauenklöstern war ein Bestandteil der Regeln des Predigerordens. Von allen Orden nahmen die Dominikaner am meisten Beginengruppen auf, dann kamen mit Abstand die Franziskaner und mit größerem Abstand die Zisterzienser.

Selbst die der Frauenseelsorge gegenüber positiv eingestellten Dominikaner waren bald wegen starker Inanspruchnahme durch Beichtthören und Visitationen überlastet. Außerdem fürchtete man eine Lockerung der Klosterdisziplin. Eine Vorahnung, die etwa 150 Jahre später wahr werden sollte! So suchten einige Ordensgenerale schon um 1240 die Last der Seelsorge in den Frauenklöstern abzuschütteln. Doch das ging nicht mehr. Gegen den Strom konnte man nicht schwimmen. So nahm man von nun an nur mehr solche Frauengemeinschaften als Klöster in den Orden auf, die vermögend genug

waren, ihre Konventualinnen aus eigenen Einkünften verpflegen zu können. Eine interessante Rechnung aus dem Jahre 1265 besagt, daß eine Nonne für ihr bescheidenes Dasein im Konvent pro Jahr 33 Silbermark verbrauchte¹⁷⁾.

Wir haben einen Bericht von der Nonne Christina Ebner über die Arbeit der Beginnen, die 1239 die vom Papste gebannte Stadt Nürnberg verlassen und von Ulrich II. von Königstein eine primitive Unterkunft auf dem Lande gefunden hatten: „Und musten groz arbeit haben und musten selben ir korn sneiden und waschen und backen und alle dinstliche werk tun. Daz taten sie mit grozzer andacht und waren sin gedultig“¹⁸⁾. Gerade die schwere Arbeit entsprach ja der Lebenseinstellung der Beginnen. Sie wollten Christus nachleben, sie strebten nach einem entbehrungsreichen Leben mit Mühe und Arbeit. Sie nahmen sich sofort der Kranken und Armen in ihrer Umgebung an. Wir wissen, daß die eben angesprochene Gruppe den verunglückten Enkel Ulrichs II. von Königstein bis zu seinem Tode pflegte. Aber diese Beginngruppe, von der Christina Ebner berichtete, war kein Einzelfall, nur eine kleine Gemeinschaft innerhalb der mittelalterlichen Frauenbewegung. Das zeigt die Statistik:

1277 unterstanden 40 Frauenklöster in Deutschland dem Predigerorden, zehn Jahre später waren es bereits 70 Klöster und 1303 gab es 81 Frauenkonvente¹⁹⁾. Aber das waren nur die Klöster, in denen die Versorgung der Nonnen nach den Bestimmungen der Generalkapitel des Dominikanerordens von 1257 sichergestellt war.

Einen Einblick in das Klosterleben um 1300 gestatten einige Schriften von Predigerbrüdern und Dominikanerinnen²⁰⁾. In die Konvente war die Mystik eingezogen. Die Klosterfrauen rühmten sich eines unmittelbaren Umganges mit Gott und einer in diesem Umgange ihnen zuteil gewordenen göttlichen Erleuchtung. Zwar gestand die Kirche jedem die Möglichkeit eines Gebetsverkehrs mit Gott zu, doch nur wenigen den Vorzug, eine direkte Begegnung mit Gott gemacht zu haben. Vermeintliche Offenbarungen wurden daher nach eingehender Prüfung meist als Betrug oder Halluzination abgetan. Die Mystiker wollten — im Gegensatz zu den Scholastikern — durch den absoluten Glauben Wunder und göttliche Erscheinungen herbeiführen. Diese Sucht nach eigener Gottbegegnung steigerte sich in den Nonnenklöstern zur Hysterie. Die Nonnen waren durch nichts abgelenkt; ihr ganzes Leben war dem Gebet gewidmet. Deshalb gab man die Mädchen meist noch im Kindesalter ins Kloster. Durch eine dauernd betende Nonne und deren finanzielle Ausstattung im Kloster wollte man das Seelenheil retten. Die Klosterfrau würde durch ihren guten Kontakt zu Gott die Rettung der Seelen ihrer Angehörigen und Verwandten schon bewirken.

Hierzu möge als Beispiel das Geschlecht der Schenken von Reicheneck dienen, von dem besonders viele Quellen vorhanden sind²¹⁾. Von Walter Schenk (gest. nach 1267) sind fünf Kinder bekannt, davon war eine Tochter im Kloster. Daß es in Wirklichkeit mehr Kinder waren, besagt eine Stelle im Gebetbuch der Priorin Margarete von Kürnreuth zu Engelthal: Da wurde am 28. Dezember für alle Kinder der Schenken von Reicheneck, die in ihrer Kindheit verstorben, und am 25. November für alle Schenken und Schenkinnen, die in ihrer Jugend verschieden sind, gebetet. Die nächste Generation der Schenken (zu Beginn des 14. Jhds.) bringt 20 Personen, davon waren 4 Geistliche und 3 Nonnen. Ein Verhältnis von 13:7! In der folgenden Generation sind 21 Personen bekannt, darunter waren 2 Geistliche und eine Nonne. Die nächste und letzte Generation, mit der das Geschlecht erlosch, kennt 7 Personen, davon allein 3 Nonnen.

Die drei von Kloster Engelthal erhaltenen Handschriften zeigen, wie empfänglich die Nonnen für die Lehre der Mystiker waren. Ihr Ziel war das Absterben der Seele für die Welt und für das eigene Selbst, um sich ganz in die göttliche Liebe zu versenken²²⁾. Hier erlauben die Quellen einmal den Alltag, Menschliches zu beobachten, nachdem sonst doch immer nur von Rechtsgeschäften, von Besitz und Geld die Rede ist.

Das Dasein der Nonnen bedeutete Verzicht auf alle Güter und Freuden der Welt. Die Krankheit wurde als Leiden geschätzt und als Mittel, dem Herrn ähnlich zu werden, geradezu ersehnt. Kunigunde von Vilseck²³⁾ und Irmgard von Eichstätt²⁴⁾ begehrten bis zu ihrem Tode krank zu sein. Letztere lehnte es sogar ab, daß andere Schwestern Gott

um Linderung ihrer Schmerzen anflehen²⁵). Der Gesundheitszustand der Engelthaler Nonnen war erbärmlich. Ein Drittel des Konvents lag jeweils im Siechhaus²⁶). Von 47 Schwestern, deren Leben Christina Ebner bis 1340 beschrieb, lagen allein 18 Nonnen lange vor ihrem Tode in der Krankenstube. Die Schuld hieran trug die starke Überfüllung des Klosters. Die Zahl der Klosterfrauen überschritt bei weitem die Wirtschaftskraft des Konvents. Höchstzahlen, die wiederholt festgelegt wurden, hielt man nicht ein. Das Drängen der Frauen nach dem Klosterleben war zu stark. Von den Einnahmen des Klosters im Jahre 1321 konnten etwa 70 Nonnen gerade noch unterhalten werden. Doch allein in diesem Jahr sind 75 Konventualinnen nachgewiesen; die wirkliche Zahl dürfte indes weit über 100 liegen²⁷). Somit reichten die Mittel des Klosters trotz des inzwischen stark angewachsenen Grundbesitzes nicht aus, den Frauen auch nur einen bescheidenen Lebensunterhalt gewähren zu können. Doch die Frauen drängten sich nach einem entbehrungsreichen Leben. „Swer Gotes joch tregt, dem macht er ez gern süez und leht“, schrieb Christina Ebner²⁸). Fleisch und Wein waren in Engelthal nur den Kranken erlaubt. Die 15jährige Christina Ebner erhielt 1292 auf Bitten der Mutter von der Priorin die Erlaubnis, ein Jahr lang Fleisch zu essen. Bezeichnend ist, daß für diese Sonderration die Mutter finanziell aufkommen mußte. Christina jedoch betrachtete das als Sünde: „Wie böß das Essen die swestern gedunckt, es geduecht mich allweg zu gut“²⁹). Als sie krank wurde, lehnte sie den Wein ab: „Den gab ich durch Gott armen Leuten viel Jahr, ich trank selten“. Doch mußten — wie Christina andeutet — selbst die entsagungsvollen Klosterfrauen manchmal über das erbärmliche Essen gemurrt haben. Adelheid Langmann, ebenfalls Nonne in Engelthal, bemerkte einmal, daß „daz kraut gar jemerlich waz, daz si sein niht moht“³⁰).

Für uns ist interessant, daß die beiden Nonnen Christina Ebner und Adelheid Langmann gleichzeitig mindestens 22 Jahre in Engelthal lebten und sich in ihren Aufzeichnungen ignorierten. Zwei Frauen, die dem Herrn nachleben wollten, konnten sich gegenseitig nicht leiden. Man fühlt hier deutlich das Trachten, selbst als die von Gott Höchstbegnadete im Kloster zu gelten. Von der Gefallsucht, einander in visionären Erlebnissen zu überbieten, blieben selbst die begnadeten Frauen Engelthals nicht ganz frei.

Aus den Visionen Adelheid Langmanns seien einige Passagen gegeben, die die Sehnsucht der Nonne, als Geliebte und Braut des Herrn zu gelten, spiegelt: Christus „umving si und druket si an sein gotlich hertz, daz si dauht, si klebet in im als ain wals in ainem insigel“³¹). Die Nonne konzentrierte alle ihre Gedanken auf Gott; sie steigerte sich in den Glauben an Gottes Wundertaten, sie sehnt sie herbei, bis sie tatsächlich — vermeintlich oder wirklich — den Herrn sieht. Die Redewendung „vom Wachs im Insiegel“ war eine damals häufige blumige Ausdrucksform. Ein Zeichen, daß den Nonnen doch auch andere, nicht nur geistliche Literatur zur Verfügung stand! Das zeigt sich deutlich, wenn der Herr Adelheid alle nur erdenklichen Kosewörter gibt: „Mein libe und mein zarte, mein gemahil und mein swester und mein kint“³²). . . . mein geminte, mein schöne, mein minnensüzzes liep“³³). . . . dein munt smekt nach rosen und dein leip nach viol“³⁴). . . . mein zukersüezes und mein honigsüezes lip, du pist mein und ich pin dein“³⁵). Die letzte Floskel war der Anfang eines damals weitbekannten Liedes vom „herzensluzzelin“. Und dann ließ Adelheid den Herrn aussprechen, was sie unbedingt hören wollte: „Du pist mir denn der libst mensch, den ich uf erriich han“³⁶). Christina war mit Worten etwas bescheidener; sie kleidete immerhin die Möglichkeit, daß sie Christus fleischlich erkenne, in einen Traum: „Zu der Zeit, da sie 24 Jahre war, da träumt ihr, daß sie unsers Herrn schwanger wär worden . . .“³⁷). Auch sie umfing der Herr „mit seinem rechten Arm und drucket sie an sich, daß sie an ihm klebet, als der ein, Wachs drucket in ein Sigill“³⁸). Auch hier die Parallele vom Wachs und dem Insiegel!

Der Höhepunkt des monastischen Lebens war um 1350 überschritten. Der Armutsgedanke — eine Art Protestaktion des 13. Jhds. — war vergessen. Die Zahl der Nonnen sank stark herab. Für das erste Jahrzehnt des 15. Jhds. sind in Engelthal 16 Nonnen nachgewiesen. Der Konvent war auf ein kleines Siebtel zusammengeschrunpft.

Das Kloster wurde zur Versorgungsanstalt adeliger Töchter, die natürlich wenig Interesse hatten, auf Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten. Sie beteten im Kloster; diese ihre Hauptaufgabe führten sie gerade noch durch. Aber den Klausurzwang lehnten sie ab. Selbst mit dem Gebot der Keuschheit war es nicht immer zum besten bestellt. Über das Leben der Engelthaler Nonnen wurden kurz nach 1500 in Nürnberg derbe Witze gerissen³⁹⁾.

Die Klöster gingen den Weg der mittelalterlichen Kirche. Die Kirche selbst erkannte die Schwächen, aber sie war nicht mehr in der Lage, sie aus eigener Kraft zu beheben. Die Änderung blieb dem 16. Jhd. vorbehalten.

Wie ging es nun der adeligen Frau im weltlichen Gewand?

Die Ehen wurden im allgemeinen nicht nach Liebe, sondern nach dem Besitz geschlossen. Besitz- und Ständemehrung war das Hauptmotiv. Eine Menge dieser Eheverträge, von den Vätern oder Familienältesten geschlossen, sind noch vorhanden. Sie sagen uns nichts über Glück oder Unglück der Frau. Hier wurde ganz nüchtern die Mitgift, die Aussteuer „eheleichen hawsrats“ festgelegt. Das waren etwa 200 bis 500 lb, im 15. Jhd. zwischen 100 und 400 fl. Man kann heute die Bedeutung und den Reichtum einer Familie genau an der Mitgift der Töchter ersehen. Allerdings mangelte es — sogar bei den besten Familien — immer an Bargeld. Man verpfändete der Tochter und deren Gemahl daher meist Gefälle, Zinsen und Einnahmen, seltener Besitzungen. Das bedeutete, daß die Tochter und deren Mann aus einer Aussteuer im Werte von 300 fl jährlich etwa 15 fl Einnahmen hatten. Mit deren Auszahlung ließ man sich aber wiederum Zeit. Sehr oft mußte der Ehemann am Landgericht klagen. Wir haben heute in den Archiven genauso viele Gerichtsurteile wegen nicht bezahlter Aussteuer wie Heiratsbriefe. Es war nicht selten, daß eine Witwe oder deren Sohn noch klagen mußte, und dann — nichts erhielt, weil die Familie eben nichts mehr hatte. Die Geschichte des Adels kann man heute für die Zeit nach 1450 meist aus Prozeßakten erstellen. Die Agrarkrise des 14. Jhds. und das Ausgreifen der Landesherrschaft haben den Adel wirtschaftlich ruiniert. Bei kinderlosen, aber auch schon bei söhnelosen Ehen forderten die Verwandten der Frau oft die Aussteuer zurück.

Neben der Mitgift der Frau begegnet die Morgengabe des Ehemannes. Sie wurde als Gegengabe der Frau verschrieben und hatte meist die gleiche Höhe wie die Mitgift. Aber auch hier wurden — wie eben gesagt — häufig nur mehr Zinsen verschrieben. Die Morgengabe war für die Frau meist sicherer, da sie nach dem Tode des Mannes sofort zugreifen konnte und die Kinder den Besitz der Mutter meistens nicht streitig machten. Es gab allerdings auch Prozesse, bei denen die Brüder der Frau die verschriebene Morgengabe erst erklagen mußten — und dann doch nichts bekamen. Doch das hängt nicht mit der Unterbewertung der Frau zusammen, das war schlicht und einfach Bankrott.

Bei Rechtsgeschäften handelte meist der Ehemann allein mit den Söhnen. Waren die Söhne noch nicht volljährig, mußte man sich verpflichten, deren Genehmigung später beizubringen. Wenn es dennoch Urkunden gibt, bei denen die Ehefrauen eigens genannt werden⁴⁰⁾, dann handelt es sich durchwegs um Rechtsvorgänge, bei denen es um das Gut der Ehefrau oder um die Einweisung von deren Schwester in ein Kloster geht. Solche Quellen sind natürlich bei den Forschern sehr beliebt. Sie zählen zu den eingangs genannten 8 Prozent, die Vor- und Familiennamen der Frau ermitteln lassen. „Die Frau siegelte nach dem Tode ihres Mannes stets mit ihrem Mädchenwappen⁴¹⁾, schon deshalb, weil als Treuhänder zumeist ihre Brüder begegneten. Sie konnte die Lehen des Mannes nicht empfangen. Bis zur Volljährigkeit ihrer Kinder gab man ihr Lehensträger zur Seite, die die vollen Verbindlichkeiten des Leheninhabers übernahmen. Oft kann man hieraus die Abstammung der Frau erschließen.“

Von den 25 Adelsgeschlechtern im Obermaingebiet lebten nach 1300 nur mehr die Aufseß. Sie verschmolzen in der Folge mit dem niederen Adel, dem Ministerialenstand. Nur kurz sei hier skizziert: Der Ministeriale des 12. Jhds. war aus dem Serviens des 11. Jhds. und dieser aus dem sog. Eigenmann hervorgegangen. Der überwiegende Teil des

heute noch lebenden Adels — die Aufseß ausgenommen — entstammt dem Ministerialenstand. Der Ministeriale war seinem Herrn zum Waffen- und Hofdienst verpflichtet. Dafür empfing er als Entgelt das Lehen. Es handelte sich um „Dienst auf Erbe“: Der Sohn des Ministerialen hatte Anspruch auf den Dienst für den Herrn, das heißt auf das Lehen. Der Herr mußte den Sohn des Dienstmannes wieder in seinen Dienst nehmen.

Es war daher der Idealfall, wenn ein Ministeriale eine Frau aus einem Ministerialengeschlecht des gleichen Herrn heiratete. Dann blieben die Kinder aus dieser Ehe bei demselben Dienstherrn, leisteten für diesen wieder Dienst und erbten das Lehen. — Doch das war eben nur der Idealfall. Häufig war es anders. So verheiratete z. B. der Reichsministeriale Rupert I. von Neidstein seine Tochter mit dem Sohn des Bamberger Ministerialen Gundeloch I. Marschall von Kunstadt. Die auftretenden Schwierigkeiten bestanden in der Frage, wem die Kinder später dienen sollten — oder wessen Lehen die Kinder empfangen sollten. So gab Kaiser Friedrich II. 1243 von Italien aus die Erlaubnis, daß die Tochter seines Ministerialen den Bamberger Ministerialensohn heiraten durfte. Verträge dieser Art — sog. Ehegenehmigungen — sind in Mengen noch vorhanden. In diesem Falle wurde entschieden, daß die Kinder aus der Ehe zwischen Kaiser und Bischof geteilt werden. So herzlos das klingt — es war eigentlich ganz natürlich: Man dachte noch vor der Eheschließung an die wirtschaftliche Sicherstellung der zu erwartenden Kinder⁴²). Früher schloß man auf Freiheitsbeschränkung, auf sog. Leibeigenschaft — doch eher das Gegenteil war der Fall. Man zwang durch diese Ehegenehmigung den Herrn zur Wahrnehmung seiner Verpflichtung. Er mußte die Kinder wieder in den Dienst nehmen. Das wurde für den Herrn bald zur unerträglichen Belastung und führte zur Auflösung des Ministerialenstandes und der Leihherrschaft.

Wie war es nun mit den Töchtern von Ministerialen? Der Herr mußte sie aussteuern. Hatte der Sohn Anspruch auf das Lehen, so verlangte die Tochter eine „Heimsteuer“. Auch hierzu ein Beispiel: 1320 versprachen die niederbairischen Herzöge der Ministerialentochter Margarete Schenkin von Flügelsberg⁴³) 50 lb Regensburger Pfennige zur Aussteuer. Da die Fürsten jedoch diesen Betrag in bar nicht aufbringen konnten, verpfändeten sie ihr die Gült von Hönheim⁴⁴). Hier zeigt sich ganz deutlich, daß die finanzschwachen Herrn in der Folge keine Ministerialentöchter mehr aussteuern konnten. Man konnte sich auch keine Eigenleute mehr leisten. Gewiß, es gibt einige Freilassungsurkunden. Doch die Masse der Eigenleute wurde nie offiziell freigelassen. Sie wurden durch Gewohnheitsrecht — mehr durch ein „Vergessen“ frei. Die zu Beginn des 14. Jhds. verschwindenden Ministerialen wuchsen mit den Resten des Adels zum niederen Adel zusammen. Der letzte Adelige im ostfränkischen Raum ist Otto I. von Aufseß. Die Ehen seiner Söhne und Enkel wurden durchwegs mit Ministerialentöchtern getätigt: Zolner, Streitberg, Plankenfels, Giech, Nankenreuth, Schütz von Laineck, Schaumberg, Fuchs von Rügheim, Seckendorf, Maßbach, Egloffstein . . . alles Ministerialengeschlechter.

Was erwartete die Frau eines Adligen? Sie herrschte auf der Burg über das Gesinde — nicht über die zur Burg gehörige Grundherrschaft. Sie stritt sich mit Verwandten, die einen dicht benachbarten Bau der Burg innehatten. Die Bauten wuchsen wegen Platzmangels oft dicht gedrängt in die Höhe. Ein typisches Beispiel ist noch heute Burg Eltz über der Mosel. Ganz ähnlich sah im Spätmittelalter Burg Frauenfels an der oberen Wiesent aus. Fast auf jeder Burg gab es zwischen den Verwandten Krach. Die unzähligen Burgfriedensverträge sprechen darüber sehr deutlich. Das war das Niveau einer Edelfrau. Und dann bekam sie Kinder — immer wieder Kinder. An einem dieser Kinder blieb sie dann. Der eben genannte Otto I. von Aufseß hatte neun uns bekannte Kinder. Wahrscheinlich waren es doppelt so viele, nur sind sie uns nicht bekannt. Dazu verbrauchte er nachweislich zwei Ehefrauen. Bei den bairischen Wildensteinern kann man nachweisen, daß die Generationen nach 1600 plötzlich ungeheuer fruchtbar geworden waren: 12, 13 und mehr Kinder. Doch das täuscht. Auch vorher gab es ebenso viele Kinder; nur besitzen wir heute keine Quellen darüber, weil die Kirchenbücher vor 1600

oder 1650 zumeist verbrannt sind. Die Lebenserwartung einer Ehefrau war also wesentlich geringer als die des Ehemannes. Nur gelegentlich erfährt man auch aus dem Spätmittelalter die genaue Kinderzahl, wenn z. B. bei einer Seelenmeßstiftung all die Kinder aufgezählt werden, für die gebetet werden sollte. Da liest man z. B., daß Fritz II. von Guttenberg 13 Kinder hatte. Seine erste Frau Barbara von Lichtenstein starb an der Geburt ihres zweiten Kindes. Die zweite Ehefrau Barbara Röderin starb an der Geburt ihres siebten Kindes. Die letzte Gemahlin Anna von Kotzau schenkte ihrem Mann dann noch einen Sohn und drei Töchter⁴⁵⁾. Lag die Lebenserwartung einer Nonne bei 20 bis 22 Jahren, so lag die der Ehefrau kaum viel höher, etwa bei 25 Jahren.

Hierbei ist noch die ungeheure Kindersterblichkeit zu nennen. Nur jedes zweite Kind erreichte sein 15. Lebensjahr. Der erste Kaiserschnitt ist 1610 nachgewiesen. Man hat ihn allerdings sicher schon vorher praktiziert. Die Erfolgsaussichten dürften damals gleich null gewesen sein. Nach einer Statistik glückte im Jahre 1880 nur jeder zweite Kaiserschnitt.

Es liegt an der Quellenlage, daß der kleine Mann wenig Geschriebenes hinterlassen hat. Er konnte ja gar nicht schreiben. Er hat auch keine Geschichte gemacht, im Gegenteil — mit ihm wurde Geschichte gemacht. Eine Untersuchung über die „Grundholden“ des Spätmittelalters zeigt in vielen Territorien ein völlig verschiedenes Bild. Den nürnbergischen Bauern ging es um 1500 kaum schlechter als heute⁴⁶⁾. Ja, man hat manchmal das Gefühl, daß der Bauernstand heute im Raum der EWG viel stärker um seine Existenz ringen muß. Damals besaß der Bauer zwar nur das Nutzigentum über seinen Hof oder sein Gut. Doch saßen die Bauleute fast alle auf Erbrecht und waren rechtlich kaum mehr wegzubekommen. Zwischen 1300 und 1800 ist im Gebiet des ehemaligen Pflegamtes Hersbruck nur ein Fall von Abstiftung bekannt. Er löste eine Kette von Prozessen aus und wurde erst nach 11 Jahren am Hof des Pfalzgrafen zu Neumarkt entschieden⁴⁷⁾. Es war eine Bäuerin — Anna Schreyber —, die um ihr Recht kämpfte. Sie kämpfte heftiger als ein Mann und — verlor. Sie hätte vielleicht ihr Recht ertrorzt, wenn sie nicht gegen eine geistliche Grundherrschaft, gegen die Priorin von Kloster Engelthal angerannt wäre. Bei Prozessen gegen Engelthal hatten bis dahin nicht einmal Adelige recht bekommen. Das Wort der geistlichen Frau galt so viel wie ein Eid. Gegen sie wurde niemand verhört. Tatsache ist jedoch, daß schon 1470 eine Bäuerin ihr Anliegen bis vor den Landesfürsten tragen konnte. Auch später hat schließlich an Gerichten nicht jeder recht erhalten, der recht hatte.

Anmerkungen

- 1) Foerster, Rolf Hellmut, Das Leben in der Gotik, in: Große Kulturepochen in Texten, Bildern und Zeugnissen, Verlag Kurt Desch, München 1969, (— Foerster), S. 263 f.
- 2) Leiterbach = Unterleiterbach, Lk. Bamberg. Vgl. Bayerische Kunstdenkmale, Lk. Staffelstein, S. 274.
- 3) Hauptstaatsarchiv München, Urkunden Hochstift Bamberg n. 175.
- 4) Foerster S. 101 ff.
- 5) ebda. S. 104. Weiter hierzu: Grunebaum, G. E. von, Der Islam im Mittelalter, 1963; Hunke, Sigrid, Allas Sonne über dem Abendland. Unser arabisches Erbe, 1960; Littmann, Enno, Abendland und Morgenland, 1930.
- 6) Foerster S. 264.
- 7) Foerster S. 75 ff. Dazu Madaule, Jacques, Das Drama von Albi. Der Kreuzzug gegen die Albigenser und das Schicksal Frankreichs, 1964
- 8) Foerster S. 270-274.
- 9) ebda. S. 274.
- 10) ebda. S. 290.
- 11) ebda. S. 290.
- 12) Schröder, Karl, Der Nonne von Engelthal Bücklein von der Genaden Überlast, Tübingen 1871, S. 38; Voit, Gustav, Geschichte des Klosters Engelthal, Diss. Erlangen 1958, S. 34; Geiger, Rudolf, und Voit, Gustav, Hersbrucker Urbare, Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft, Band XV (1965), S. 69.

- ¹³⁾ Voit, Gustav, Der Adel am Obermain, Genealogie edler und ministerialer Geschlechter vom 11. bis 14. Jahrhundert, Die Plassenburg, Band 28, Kulmbach 1969.
- ¹⁴⁾ Grundmann, Herbert, Religiöse Bewegungen im Mittelalter, Berlin 1935; Borst Arno, Religiöse und geistige Bewegungen im Hochmittelalter, in: Propyläen Weltgeschichte, Band 5, 1963.
- ¹⁵⁾ Voit, Gustav, Engelthal, Geschichte eines Dominikanerinnenklosters im Nürnberger Raum, Band I, Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft, Band XXVI, Nürnberg 1977 (→ Voit), S. 18 f.
- ¹⁶⁾ Grundmann, Herbert, Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik, Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 12 (1934), S. 400-430; Finke, Heinrich, Konzilienstudien zur Geschichte des 13. Jahrhunderts, 1891, S. 22 ff; Decker, Richard, Die Stellung des Predigerordens zu den Dominikanerinnen (1207-1267), Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland 31 (1935).
- ¹⁷⁾ Grundmann, Herbert, Religiöse Bewegungen im Mittelalter, Berlin 1935, S. 301.
- ¹⁸⁾ Schröder, Karl, Der Nonne von Engelthal BÜchlein von der Genaden Überlast, Tübingen 1871 (→ Schröder), S. 3.
- ¹⁹⁾ Wilms, Hieronymus, Das älteste Verzeichnis der deutschen Dominikanerinnenklöster, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland 24 (1928), S. 75; Finke, Heinrich, Ungedruckte Dominikanerbriefe des 13. Jahrhunderts, Paderborn 1891, S. 46.
- ²⁰⁾ Voit S. 41.
- ²¹⁾ Von den Schenken von Reichenegg sind bisher 54 Personen zwischen 1235 und 1411 bekannt. Hierüber wird 1978 in der Freien Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken Band 20, Voit, Gustav, Der Adel an der Pegnitz, erscheinen.
- ²²⁾ Voit S. 43.
- ²³⁾ Schröder S. 39.
- ²⁴⁾ Schröder S. 20.
- ²⁵⁾ Schröder S. 35.
- ²⁶⁾ Voit S. 44.
- ²⁷⁾ Voit S. 45.
- ²⁸⁾ Schröder S. 35.
- ²⁹⁾ Lochner, Georg Wolfgang Karl, Leben und Geschichte der Christina Ebnerin, Klosterfrau zu Engelthal, Nürnberg 1872 (→ Lochner), S. 13.
- ³⁰⁾ Strauch, Philipp, Die Offenbarungen der Adelheid Langmann, Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker 26, Straßburg 1878 (→ Strauch), S. 17.
- ³¹⁾ Strauch S. 67 und S. 93.
- ³²⁾ ebda. S. 17.
- ³³⁾ ebda. S. 26.
- ³⁴⁾ ebda. S. 26.
- ³⁵⁾ ebda. S. 47.
- ³⁶⁾ ebda. S. 25.
- ³⁷⁾ Lochner S. 15.
- ³⁸⁾ ebda. S. 16.
- ³⁹⁾ Voit S. 47-51.
- ⁴⁰⁾ Hauptstaatsarchiv München, Reichsstadt Nürnberg, Urkunden n. 189.
- ⁴¹⁾ Staatsarchiv Nürnberg, Rep. 18, n. 299 und Rep. 59, n. 208, fol. 52.
- ⁴²⁾ Staatsarchiv Bamberg, Rep. B 21, n. 1, fol. 119.
- ⁴³⁾ Flügelsberg bei Meihern, Lk. Kelheim.
- ⁴⁴⁾ Regesta sive Rerum Boicarum Autographa, Band VI, S. 19 und 111.
- ⁴⁵⁾ Bischoff, Johannes, Genealogie der Ministerialen von Blassenberg und Freiherren von (und zu) Guttenberg 1148-1970, Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, Reihe IX, Band 27, Würzburg 1971, S. 72-75.
- ⁴⁶⁾ Voit, Gustav, Grundherrschaften im Amte Hersbruck, Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft, Band XII, Nürnberg 1966.
- ⁴⁷⁾ Voit, Gustav, Der Schreyber-Prozeß, Heimat-Hersbruck 31 (1961), S. 35.

Die Frau als Glied der Gesellschaft

Demographische und volkskundliche Befunde zum 16.-19. Jahrhundert in Franken

Rolle und Leistung der Einzelpersönlichkeit bekommen erst dann ihren richtigen Stellenwert, wenn man sie einzuordnen instande ist. Dies wiederum setzt Vorüberlegungen voraus, die nur scheinbar banal sind: Wie eigentlich verlief das Durchschnittsleben? Welches waren die Alltagschicksale fränkischer Frauen unter den wechselhaften historischen Bedingungen dieses konkreten Raumes? Ein demographisch-statistischer Aufriß, Betrachtungen zur Berufstätigkeit und eine Reihe volkskundlicher Verhaltensmuster sollen ein wenig von diesem Hintergrund aufhellen, den man z. T. mühsam aus vielen Einzelinformationen zusammenstückeln muß.

1. Demographische Befunde

Da ist zunächst die Frage nach der Zahl und nach Verhältniszißern. In den drei Regierungsbezirken Frankens lebten 1972 genau 1994 525 Personen weiblichen Geschlechts. Daraus errechnet sich ein Frauenüberschuß von 100:111 (Gesamtbayern 109); in den größeren Städten liegt er, Erlangen ausgenommen, durchweg noch höher; Bamberg und Würzburg sind mit je 122 am „weiblichsten“. Die gesetzmäßige Prädominanz der Jungen in der Geburtsphase, jene rätselhafte Laune oder Weisheit der Natur, daß auf 100 Mädchen durchschnittlich 105/106 Knaben treffen¹⁾, hat sich also umgekehrt. Ein Blick auf die Alterspyramide lehrt, daß diese Geschlechterverschiebung vor allem ab der Gruppe der 30- bis 40 jährigen zustande kommt²⁾. Der Frauenüberhang ist ein Faktum, das man Generationen lang kontinuierlich zurückverfolgen kann; 1840 ist der entsprechende Wert für Franken 106³⁾. — Schuld daran sind einerseits die bekanntermaßen geringere Lebenserwartung des Mannes und, in unserem Jahrhundert, die beiden Weltkriege, andererseits der Umstand, daß der spezifische Tod der Frau im Kindbett immer seltener geworden ist.

Vor der Schwelle zum 19. Jahrhundert freilich enden unsere statistisch für größere Räume abgesicherten Kenntnisse, — ein methodisches Problem, das unser Thema „Frau“ noch von ganz anderer Warte beleuchtet: Bevor im Zeitalter der Aufklärung und des Merkantilismus ein grundsätzliches demographisches Interesse erwachte, war es genug zu wissen, wieviele Untertanenfamilien steuer- und erbzinspflichtig waren; man zählte pauschal nur „Herdstätten“ = Haushalte, „Hintersassen“ oder — verräterisches Wort — „Mansschaften“, allenfalls noch die Gesamtzahl der Seelen. Das Bibelwort (2. Sam. 24, 1-17), wonach David von Jahweh gestraft wurde, weil er sein Volk zählen ließ, scheint lange gewirkt zu haben⁴⁾. Die hinter den „Mansschaften“ stehende Familienstruktur war belanglos, Frauen rechneten wie Kinder und Dienstboten zum Zubehör, — ähnlich dem Orient, wo auf die Frage nach der Kinderzahl in der Regel nur die Söhne angegeben werden. Die erste exakte Volkszählung in Bayern veranstaltete Minister Montgelas 1808/9. Davor sind es gerade in der Territorialzersplitterung Frankens Glücksfälle, wenn sonstige Aufzeichnungen oder die Kirchenbücher umfassendere Schlüsse erlauben: Als in Nürnberg zur Zeit der Markgrafenkriege 1450 eine Einwohner- und Lebensmittelszählung stattfand, kam man auf 5228 Männer und 6238 Frauen, — verzerrt zwar durch das heimliche Entweichen manchen wehrpflichtigen Bürgers also ein beträchtlicher Überhang des weiblichen Elements schon damals⁵⁾.

Die relative Vorherrschaft der Frau im Bevölkerungsaufbau Frankens und anderswo ist in absoluten Zahlen Teil einer gewaltigen Bevölkerungsvermehrung im 19./20. Jahrhundert. Die Einwohnerschaft Mittelfrankens steigt zwischen 1837 und 1933 von 508 000 auf 1,037 Millionen (+ 104%), diejenige Bayerns inclusive Pfalz von 4,3 auf 7,7 Millionen (+ 78%); das Deutsche Reich macht einen Sprung von 31 auf 66 Millionen

(+ 110%). Dazu im Kontrast stehen die zurückliegenden Jahrhunderte, hier jeweils Schätzungen für Deutschland: 1800 — 24 Mill., 1700 — 15 Mill., 1600 — 15 Mill., 1500 — 12 Mill. *). Das Wachstum vollzog sich damals erheblich langsamer; zur Verdoppelung brauchte es damals 300 Jahre Die Hauptursachen dieser Bevölkerungsexplosion ab 1800, hinter der regionale Wanderungen zweitrangig sind, dürfen als bekannt gelten: Der 30jährige Krieg, dem in Franken rd. 40% der Bevölkerung zum Opfer gefallen waren, hatte lange Zeit keinen vergleichbaren Nachfolger. Die großen Seuchenwellen des Spätmittelalters, von denen die Pest seit 1348 Europa um ein Viertel seiner Menschen dezimiert hatte — in Nürnberg forderte sie 1561/63 9186 Tote *) —, waren verebbt bzw. begannen durch Fortschritte der Medizin ihre Schrecken zu verlieren; 1796 wurde in England die erste Pockenschutzimpfung durchgeführt. Auch langanhaltende Hungersnöte blieben dank Verbesserungen der Agrartechnik (Kunstdünger, Fruchtwechselwirtschaft, Intensivierung der Stallviehhaltung) nun aus. So setzten sich die Geburtenüberschüsse, die bisher lange Phasen hindurch immer wieder der Regeneration von Verlusten dienen mußten, jetzt voll in Wachstum um. — Unsere Überlegung hier heißt: Gibt es zusätzlich regionale Antworten aus der Perspektive der fränkischen Frau, die ja in ihrer Rolle als Mutter diese Bevölkerungsentwicklung samt ihren Schwankungen getragen hat?

Wenn wir uns Vorstellungen machen über historische Geburtenraten, kommt uns gern Kaiserin Maria Theresia in den Sinn, die 16 Kinder zur Welt brachte, oder jene Vielzahl von Tafelbildern in mittelalterlichen Kirchen, die uns im unteren Drittel das fromme Stifterpaar samt seinen Söhnen und Töchtern zeigen, oft ein Dutzend und mehr. Und wir glauben mit aller Ehrfurcht für die Vergangenheit an die volle Wirksamkeit des sog. „natürlichen Fruchtbarkeitszyklus“, wonach die verheiratete Frau, soweit sie nicht zur Kinderlosigkeit verurteilt war, jedes Jahr schwanger ging. Stimmt das? War dies die Norm?

Die wissenschaftliche Literatur sagt darüber für Franken noch wenig Systematisches aus. Um Datenmaterial zu bekommen, wertete ich deshalb in den „Blättern für Fränkische Familienkunde“ verschiedene Ahnentafeln und Biographien aus*), die selbstverständlich keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, sondern nur Anhaltspunkte sein wollen. Dabei zeichnet sich folgendes ab:

Unter den untersuchten 71 Ehen des 15.-18. Jahrhunderts, aus denen überhaupt Nachkommen entsprossen, sind am häufigsten diejenigen mit 6 und 4 Kindern (je 17%), gefolgt von 1, 2, 3 und 7. Als Mittel errechnen sich 4,56. Das entspricht exakt den Erkenntnissen ARMENGAUDs aus Frankreich im 18. Jahrhundert, nämlich 4-8 Kinder pro Ehe, und RUSSELLs, der sagt: „Die mittelalterliche Bauersfrau . . . bekam im Durchschnitt zwischen fünf und sechs Kinder“⁹⁾. Hans Sachs hatte zwei Söhne und fünf Töchter, der Nürnberger Rotgießer Peter Vischer d. Ä. fünf Söhne aus drei Ehen; Adam Kraft, der Steinmetz, und Albrecht Dürer blieben kinderlos. Nur in 12 der genannten 71 Ehen, das sind 17%, wurden acht und mehr — Spitzenwert sind 15 — Kinder geboren, wobei allein ein Drittel dieser Fälle bereits ins 19. Jahrhundert hineinragt. — Die Geburtenbilanz des 19. Jahrhunderts unterscheidet sich merklich von der älteren Vergangenheit. Jetzt erst sind Familien mit acht bis dreizehn Kindern — in 50 überprüften Ehen machen sie nun 26% aus, die obigen Grenzfälle nicht einmal mitgerechnet! — wirklich keine Seltenheit mehr. Die durchschnittliche Kinderzahl hat sich auf 5,48 erhöht.

An welchen Einflüssen liegt das?

Ein wesentlicher Steuerungsmechanismus ist das Heiratsalter der Frau. War sie nicht mehr ganz jugendfrisch, so bedeutete das in der Praxis, vielleicht auch nach der Absicht der Partner, die sich um die Zukunft ihrer Nachkommen sorgten, Geburtenkontrolle (trotz PFEIFFER 1972/73, S. 277). Aus 229 fränkischen Beispielen, die vorigen ergänzt um solche aus der eigenen Sippe, kristallisiert sich heraus, daß dieses Heiratsalter sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beträchtlich erniedrigt hat (ca. 23/24), — durchaus also eine Voraussetzung für das gleichzeitige Anschwellen der Geburten.

Zuvor im 18. Jahrhundert hatten viele Mädchen vergleichsweise spät (nach dem 25. Lebensjahr) geheiratet, ein gesamteuropäisches Sonderverhalten¹⁰⁾, das sich ab 1850 abgeschwächt wiederholte, wie überhaupt die Frau ab 30 noch längst nicht ihre Heiratschancen eingeüßt hatte.

Der Altersunterschied zwischen den Partnern war durch die Jahrhunderte normalerweise ähnlich gering wie heute, ohne daß wir daraus etwas über das Überwiegen von Liebesheiraten oder Vernunftehen ablesen dürfen¹¹⁾; in der Regel war die Braut ein paar Jahre jünger. Im Gegensatz zu den Männern, von denen mancher u. a. zur Versorgung unmündiger Kinder rasch ein zweites oder drittes Mal heiratete, sind Zweitehen bei Frauen selten. Sie kommen allenfalls im städtischen Bereich häufiger vor, wo sich manchem Gesellen nur durch eine Heirat mit einer ältlichen Meisterswitwe eine Meisterstelle im fünfzifftig limitierten Handwerk eröffnete; wenn dieser später nochmals eine junge ehelichte, die ihn überlebte und ihrerseits wieder heiratete, ergab sich — dieses Prinzip fortgesetzt — mitunter eine eigentümliche Verzahnung der Generationen¹²⁾.

Am anderen Ende des Frauenlebens bestimmt die Menopause das Kinderkriegen. Ob der grobe Schätzwert — Wechseljahre um die 40 — im säkularen Wandel schwankte, läßt sich angesichts der oft lückenhaften Personenstandseinträge in älteren Kirchenbüchern kaum überprüfen. In meinem genealogischen Material aus Franken 1650-1900 haben von 41 Frauen, die älter als 40 wurden (das ist die Masse), 66% ihr letztes Kind nach dem 35., 29% nach dem 40. Lebensjahr geboren. Das bedeutet, daß von der Heirat an die ganzen fruchtbaren Jahre der Frau, d. h. anderthalb bis zwei Dezennien, überlagert wurden von Schwangerschaft, Kindbett und Säuglingspflege. Wie die Kinderzahlen bereits zeigten, handelte es sich aber dennoch um keinen jährlichen Rhythmus: Er wurde unterbrochen durch Fehl- und Totgeburten, zum anderen durch die Tatsache, daß Frauen nicht empfangen, während sie stillen. Die fünf Kinder der Ringelschmiedsgattin Agnes Harscher in Nürnberg stammen aus den Jahren 1534, 1535, 1537, 1540, 1544; die Müllersfamilie Lindig aus der Gegend von Feuchtwangen bekam Nachwuchs 1712, 1714, 1716, 1717, 1719, 1721, 1722, diejenige des Bamberger Gärtners Burgis 1682, 1684, 1686, 1692, 1696¹³⁾. Ein solcher „natürlicher“ Abstand von 1 1/2 bis 2 1/2 Jahren bis zur nächsten Geburt ist quer durch Europa beobachtet worden¹⁴⁾. Im 18. Jahrhundert war das Stillen noch allgemein üblich; in der Hausväterliteratur, z. B. bei FLORINUS, Allgemeiner kluger und rechtsverständiger Hausvater (Nürnberg 1702 u. 1719), findet sich der Satz „Die Mütter mögen bedenken, ob es ihrer natürlichen Liebe und Mutterpflicht gemäß sei, wenn sie ihrem Kinde ohne Not die mütterliche Nahrung, die ihnen Gott durch die Natur hiezu gegeben . . . vorenthalten“¹⁵⁾. Lediglich die bürgerliche und adelige Oberschicht, wo man dieses Geschäft Ammen überließ (vielleicht eine Erklärung für die dort oft außergewöhnlich hohen Kinderzahlen), bildete eine Ausnahme. Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dagegen kam man auch auf dem Dorf — aus falscher Scham, aus Zeitmangel und sonstigen Gründen — vom Stillen immer mehr ab, wengleich in Ober- und Unterfranken nicht ganz so durchschlagend wie in Oberbayern oder Schwaben¹⁶⁾. Auch dies dürfte in Richtung auf das beschleunigte Bevölkerungswachstum im 19. Jahrhundert gewirkt haben.

Als drittes und letztlich entscheidendes aber kommt hinzu, daß die Frau wohl am unmittelbarsten die Segnungen der modernen Medizin zu spüren bekam. Denn deren Ergebnis war zunächst weniger die Verlängerung des Erwachsenenlebens als vielmehr die Eindämmung der Mütter- und Säuglingssterblichkeit¹⁷⁾. Wieviele Frauen waren dadurch einst vorzeitig aus dem biologischen Reproduktionsprozeß ausgeschieden! Unter 154 Vorfahren der Ahnenliste Beck-Staudinger, deren Todesursache ermittelt werden konnte, sind Komplikationen bei Geburten allein 13mal vertreten¹⁸⁾! Und wieviele Kinder hatten nicht das heiratsfähige Alter erreicht! Seitdem nun mit der Säuglingssterblichkeit, die zwischen 1835/37 und 1910 in Franken von 25% auf 17% sank¹⁹⁾, diese ganze alters- und geschlechtsspezifische Dezimierung nachließ, entfaltete sich die Bevölkerungspyramide an ihrer Basis immer breiter.

Es wäre hochinteressant, all diese Fragen mit größerem Datenmaterial noch in ihrer soziologischen Schichtung, im Gegensatz Stadt-Land oder in räumlicher Differenzierung zu vertiefen. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts beginnt mit der wachsenden Kenntnis empfangnisverhütender Methoden jene Phase individuell geplanter Geburtenbeschränkung, die hinführt zur heutigen Zwei-Kind-Familie und zu einem Verhaltensmuster, das den Nachwuchs auf die frühen Jahre konzentriert. Allerdings unterscheiden sich vor dem Hintergrund der päpstlichen Morallehre bekanntlich noch immer Gebiete katholischer und evangelischer Konfession, auch im Fränkischen: 1972 beispielsweise kamen auf 100 Frauen im Lkr. Bamberg 2,9 Lebendgeburten, im Lkr. Hof dagegen nur 2,0 (Gemeindedaten 1973).

2. Das Recht auf Heirat

Stillschweigend sind wir mit all unseren bisherigen Betrachtungen über die Frau vergangener Jahrhunderte vom Standpunkt der Kirche ausgegangen; wir haben wie selbstverständlich eine Verheiratung vorausgesetzt. Die Haltung der Kirche selbst war freilich eine dialektische: Einerseits verherrlichte sie die Ehelosigkeit der Nonne, den Zölibat, als einen besonderen Weg der Heiligung und Annäherung zu Gott. Um 1500 gab es in Franken ca. 40 Frauenklöster, nach Luthers Reformation noch etwa halb so viele, so daß gewiß pro Generation an die 1000-2000 Jungfrauen der Ehe entzogen wurden. Andererseits predigte sie das Wort Moses' (1. Buch 1.28) „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde“, ein Auftrag, der untrennbar verbunden war mit dem Sakrament der Ehe. Diese wiederum war abgesichert durch Sanktionen des Staates, der Unzucht und ledige Schwangerschaft, die sog. Fornikation, hart bestrafte. (Dies gilt zumindest für die nachreformatorische Zeit; zuvor hatte man, nach SCHREYL 1976, vor- und außereheliche Beziehungen, sogar solche mit Folgen, bemerkenswert tolerant geduldet). Waren beide Partner ledig, wurde die nachträgliche Trauung vom Landesherrn schlicht erpreßt: Georg Böhner, Zimmergesell, und Cunigunde Knoblin, Dienstmagd auf Rauschenberg, „welche wied. das 6. Geboth sich versündigt, wurden auff herrschaftl. Befehl daselbst privatim copulirt“, heißt es da in einem Kirchenbucheintrag von 1707²⁰). In Obersteinbach wurden 1735 zwei „Fornicanten auf herrschaftl. gn. Befehl in der Betstund copulirt“, ein anderes Paar 1699 „in Strohkranzen“²¹). In Nürnberg fanden solche Zwangskopulationen im Lochgefängnis statt²²). Mit diesen Formen öffentlicher Schande, zu denen auch der Aufenthalt im Fraueneisen oder das Prangerstehen gehören, war man noch glimpflich davongekommen. Freilich war es für die Braut wohl bitter genug, auf die schmuckvolle Hochzeit in der Pfarrkirche und die sonst üblichen, manchmal tagelangen Festlichkeiten²³), oft der Höhepunkt eines solchen Frauenlebens überhaupt, in aller Stille verzichten zu müssen. Häufig wurde Unkeuschheit aber auch mit Geldbußen geahndet; zitiert sei ein Protokoll „Actum Rohensaaf den 14. May 1749. —

Nachdem gestrigen Tages der Catharina Schüttin bey ihrem Vatter Conr. Schütt allhier sich aufhaltend, bedeutet worden, wie sie wegen begangener Unzucht für straff und Protocollier Gebühr 11 fl. 46 $\frac{1}{4}$ kr. nach hiesig gnädiger Herrschaft ergangenen Befehl allerdings zu bezahlen habe, mit der Loch Gefängnis aber aus besondern Gnaden solle verschonet gelassen werden; Als ist andictirte Straff durch besagt ihren Vatter Conrad Schütt nach gepflogener Abrechnung unterm heutigen dato mit 11 fl. 46 $\frac{1}{4}$ kr. richtig gemacht worden“²⁴).

Fast 12 Gulden also kostete diese illegale Niederkunft der 26jährigen Tochter den Vater — vergleichsweise den Preis für ein halbes Tagwerk Ackerland²⁵), während der Kindsvater, der inzwischen sein früheres Eheversprechen gebrochen und eine andere geheiratet hatte, straffrei ausging.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Maßnahmen gegen solche „Dirnen“ immer unerbitlicher: Sie wurden kurzerhand des Landes verwiesen, ausgebürgert²⁶), und die Chance, mit derartigem Leumund in einem anderen Territorium aufzumerken

zu werden, war minimal; nur die peuplierungssüchtigen kleinen Ritterschaften machten des öfteren Ausnahmen. Wie PESTALOZZI in seiner Schrift über „Gesetzgebung und Kindermord“ (1783) und die Dichter des Sturm und Drang erhob 1792 auch das „Journal von und für Franken“ (Bd. IV, S. 103-105) dagegen seine Stimme. Denn um diesem grausamen Schicksal der Heimatlosigkeit, einem armselig-unsteten Bettlerdasein, zu entrinnen, verstrickte sich manches Mädchen noch tiefer in Schuld, indem es seine Schwangerschaft zu verbergen und das Neugeborene heimlich zu töten suchte. Das Gretchen-Motiv ist auch ein fränkisches Motiv!

Trotzdem — trotz aller strengen Strafandrohung — stieg die Rate der unehelichen Kinder sogar an. Eine für das ganze 18. Jahrhundert geführte Aufzeichnungsreihe in der vorerwähnten Pfarrei Obersteinbach läßt erkennen, daß 15 ordnungsgemäß verheirateten 1 ledige Mutter gegenüberstand, d. i. 6,7%. Nach der Montgelas-Statistik für das Jahr 1811/12 betrug die Unehelichenquote, berechnet aus 300 fränkischen Dörfern (LG Bamberg II, Höchstadt, Neustadt a. d. A., Scheinfeld), sogar 25%, um sich jahrzehntelang auf ähnlichem Niveau zu halten²⁷⁾! — Unter den Sünderinnen und Konkubinen waren mitnichten nur leichtfertige, sondern in erklecklicher Zahl auch solche, die liebend gern eine unbescholtene Verheiratung ante quem gewollt hätten. Was ihnen im Wege stand, war neben dem chronischen Männermangel — der Staat selbst!

Trotz seines engen Zusammenspiels mit der Kirche hat der Staat der Neuzeit doch stets übergeordnet seine eigenen bevölkerungspolitischen Interessen verfolgt. Der angebliche Bigamiebeschluß des Fränkischen Reichskreises von 1650 — jeder Mann und sogar Priester sollten zwei Frauen nehmen dürfen, damit die Menschenverluste des 30jährigen Krieges umso rascher ausgeglichen würden — hat sich zwar als Fälschung erwiesen²⁸⁾. Daß eine solche Ungeheuerlichkeit aber doch glaubhaft schien und eine Zeitlang sogar durch die wissenschaftliche Literatur geisterte, ist zumindest symptomatisch für die extreme und ungehinderte Heiratsfreudigkeit, die damals herrschte. Als nun freilich, um zu obigen Fornikantinnen zurückzukehren, gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese Bevölkerungszunahme bedrohliche Ausmaße einer Überbevölkerung anzunehmen begann, suchte der Staat, suchten selbst die katholischen Fürstbischöfe ihr Heil in umgekehrter Reglementierung, nämlich in Heiratsbeschränkungen. Die Verschärfung der Fornikationsstrafen läuft dazu sichtlich parallel, sie hat demnach mehr sozialpolitische als moralische Aspekte. Verboten wurde die Verehelichung den Dienstboten und den Handwerksgesellen, im Bambergischen bereits seit 1731²⁹⁾; nicht heiraten durfte auch, wer weniger als 200 fl. Bargeld besaß. Denn, so formuliert Benignus PFEUFER (1792, S. 249): „So gewiß eine Klasse Menschen seyn muß, die blos als Dienstleute oder Tagelöhner dem Hof oder Güterbesitzer an die Hand arbeitet, so schädlich wird diese Klasse, wenn sie übersetzt . . . ist“. Damit war, wenn nicht ein mutiger oder bestechlicher Pfarrer hurtig vollendete Tatsachen schuf³⁰⁾, ein ziemlich großer Personenkreis, Männer wie Frauen, wegen ihrer Armut auf Dauer von einer Familiengründung ausgeschlossen.

Auch in kgl. bayerischer Zeit bedurfte es noch jahrzehntelang eines behördlichen Heiratskonsensus, der den Nachweis von Vermögen bzw. eines gesicherten Nahrungsstandes voraussetzte und außerdem hohe Gebühren kostete. Manches Verlöbnis, mancher Brautstand ist in diesem Kampf um die Heiratslizenz zerbrochen; und es ist kein Wunder, daß sich gerade in der Unterschicht die „sittlichen Verfehlungen“ häuften, die nun allerdings auch von der etablierten Gesellschaft zunehmend gleichgültig hingenommen wurden. Der „Fränkische Kurier“ sagte es 1867 ironisch: Tausende seien schon abschlägig beschieden worden oder würden ihr Ziel erst erreichen, „nachdem sie zehn- oder zwanzigmal die Taxen für einen abweisenden Bescheid entrichtet und durch eine wachsende Zahl unehelicher Kinder sich zum Eintritt in den Ehestand legitimiert haben“. Erst seit 1868 (Gesetz über Heimat, Verehelichung und Aufenthalt) kennt Bayern eine liberale Verehelichungsfreiheit³¹⁾.

Dieses tragische Verflochtensein von hoffnungslosen Ehwünschen, wirtschaftlicher

Not, unehrenhafter Mutterschaft und Angst vor Schimpf und Schande ist daher auch noch eine der großen Triebkräfte der Auswanderung nach Amerika um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In Auswandererlisten aus der Scheinfelder Gegend begegnen 1853-1862 erheblich weniger Burschen, Eheleute und Familien als eben alleinstehende Schneidertöchter, Bauerntöchter, Tagelöhnerstöchter, Mägde (zusammen 54%), häufig mit Kind³²). Die Frauen haben zweifellos unter den sozioökonomischen Erschwernissen dieser Zeit besonders gelitten. Noch bei der Landfluchtbewegung der wilhelminischen Ära scheint der Gedanke, daß man sich mit der Fabrikarbeit eine bessere materielle Existenz und dadurch auch ein normales, makelloes Eheleben erkaufen wollte, eine Rolle gespielt zu haben. Jedenfalls strömten die Frauen noch zahlreicher in die Städte als die Männer, sodaß die Bauern Ober- und Mittelfrankens bald einen empfindlichen Gesindemangel beklagten³³).

3. Die Stellung der Frau im Berufsleben

Die soeben angeklungene Stellung der fränkischen Frau im Berufsleben kann hier, das wäre ein eigener Vortrag, nur in groben Strichen umrissen werden. Bei allen Überlegungen ist davon auszugehen, daß wir es bis weit ins 19. Jahrhundert hinein mit einer Agrargesellschaft zu tun haben, zumindest daß 1900 noch 60% der bayerischen Bevölkerung in dörflichen Gemeinden unter 2000 Einw. lebten. Wir finden die Frau hier traditionellerweise unter der schönen amtlichen Bezeichnung „mithelfende Familienangehörige“, das sind weiblicherseits die unverheirateten Schwestern, Schwägerinnen, Tanten auf dem Hof und natürlich die Bäuerin selbst. Außerdem zählte man 1840 in den drei fränkischen Regierungsbezirken noch 63 892 Mägde (16 000 mehr als es Knechte gab) — die Kleingütler- und Tagelöhnerstöchter, die sich in fremde Dienste verdingen mußten; sie fehlten dem mittelbäuerlichen Betrieb, als sie bald darauf in die Städte abzuwandern begannen³⁴). Wie der Alltag der Bauersfrau im 18./19. Jahrhundert aussah, schildert SCHLÖGL in seiner „Bayerischen Agrargeschichte“³⁵): Zu ihren Hauptaufgaben gehörten die Kinder, das Kleinvieh und die Küche, — und das bedeutete damals auch Brotbacken, Buttern, Käse bereiten, Fleisch pökeln oder räuchern, Kraut einsäuern, Obst dörren, Bier brauen, Flachs brechen, Spinnen, Weben, Kerzenziehen, die Herstellung von Seife aus Talg, Knochen, Asche und Kalk usw. Als diese Formen bäuerlicher Selbstversorgungs-Naturalwirtschaft im 19. Jahrhundert allmählich erloschen, kamen durch vermehrte Stallviehhaltung, den mühseligen Hackfruchtanbau (Kartoffeln!) und die aufwendige Arbeit im Hopfengarten neue Pflichten dazu. Denn es ist historisch unrichtig, den Wirkungskreis der Bauersfrau, wie es gern geschieht, gemächlich allein im Haushalt zu suchen. Nach vielen Zeugnissen hatte in den kleinbäuerlichen Verhältnissen Frankens, die den Mann oft zum Zuverdienst als Steinbrecher, Maurer, Zimmermann zwangen³⁶), die Frau auch die Feldarbeit zu besorgen; wie wir aus der Mannhardt-Umfrage 1865 erfahren, war sie es auch, die hier mit der Sichel das Getreide schnitt³⁷). In Gößweinstein, wo es ferner Frauensache war, das Trinkwasser von den Stempfermühlquellen heraufzuschleppen — ein Höhenunterschied von über 100 m —, hieß das 11-Uhr-Läuten im Volksmund die „Weiberangst“: noch draußen auf dem Acker, und um 12 Uhr sollte das Mittagssmahl zu Tische stehen³⁸). Ein solcher Tageslauf begann im Sommer vor 4 Uhr morgens und endete nicht vor 11 Uhr nachts, — noch um 1930/40³⁹).

Wenn wir, vielleicht mit Verwunderung, der jüngsten Volkszählung 1970 entnehmen, daß die noch verbliebenen landwirtschaftlichen Betriebe Ober-, Mittel- und Unterfrankens sich heute zu 56%, also mehrheitlich, auf weibliche Arbeitskräfte stützen⁴⁰), so hat sich das soziale Bild — allen Strukturwandlungen und maschinellen Erleichterungen zum Trotz — grundsätzlich eigentlich nicht geändert.

Anders ist es im gewerblichen Sektor, wo vor den Tagen der Fabrikarbeit, d. h. vor der Mitte des 19. Jahrhunderts, die Zunftordnungen eine Berufsausübung der Frau nicht vorsahen. „Zum ersten solle ein Junge, welcher das Schneiderhandwerk zu lernen verlangt, 14 Tage lang von einem Lehrmeister probirt . . . werden. 2. Soll ein solcher

Junge 3 Jahr lernen . . .“, so beginnt die Gößweinsteiner Schneider-Handwerks-Ordnung de anno 1700⁴¹⁾ ausschließlich männlichen Nachwuchs erwartend. Aus weiblicher Perspektive ist die Rede nur von der Meisterwitwe und den Meisterstöchtern:

„Ist daz ain maister stirbt auf dem hantwerch, so sol sein wirtinne nach seinem tod siczen mit irn knechten auf dem hantwerch in den rechten, sam ir wirt dannoch lebt. Nem si awer ainen wirt, der dez hantwerchs nihten were, so sol si ir reht auf dem hantwerch verlorn haben (Nürnberger Hutmacher-Ordnung 14. Jh.).

„Nimt ains Maisters tochter auf dem hantwerck ainen ledigen kneht zu dere, der dez hantwercks ist, der sol maisterrecht haben on gelt“ (Nürnberger Schneider-Ordnung 14. Jh.)⁴²⁾.

Aus sozialer Fürsorge heraus war also immerhin der Witwe bzw. den Töchtern gestattet, die väterliche Werkstatt mit Hilfe der Gesellen fortzuführen, je nach Handwerk lebenslang oder — häufiger — befristet. Eine berufsspezifische Wiederverheiratung war daher schier ebenso unvermeidlich, wie sie aus der Sicht eines Gesellen bzw. eines um Bürgerrecht nachsuchenden auswärtigen Meisters als Nadelöhr eines sozialen Aufstiegs begehrt war.

Man muß allerdings noch feiner differenzieren, — chronologisch wie beruflich. In etlichen geschworenen Handwerken, z. B. bei den Nürnberger Bortenwirkern, Beutlern, Essigmachern, wurde eine gleichrangige aktive Berufsberechtigung der Frau erst im 16. Jahrhundert unterbunden, wobei der Nürnberger Rat sogar bemerkenswert zögernd und spät dem Drängen anderer Städte und männlicher Gesellenvereinigungen folgte. Und außerdem gab es ja noch die sog. „freien Künste“ (z. B. Fingerhuterer, Dosenmacher, Glasschleifer, Zinngießer) und den Bereich ungelerner Zuarbeiten, so daß die Frauen und „Lohnmädchen“ durchaus auch in Zukunft, wenngleich untergeordnet, in der Gütererzeugung ihren Platz hatten. In einer Stadt wie Nürnberg scheint ihre Zahl sogar sehr groß gewesen zu sein⁴³⁾.

Noch häufiger aber bestand ihre Beziehung zum Produktionsgewerbe darin, daß sie als Händlerinnen die Waren vermarkteten. Wie die Fragnerinnen und Kauflinnen auf dem Nürnberger Markt, so bot einst auch Agnes Dürer die Holz- und Kupferstiche des Meisters auf der Frankfurter Messe feil. Auch bei vielen Zweigen hausgewerblicher Produktion, z. B. den Rechenmachern (Rehweiler), Strumpfwirkern (Wilhelmsdorf), Besenbindern (Aisch), Mattenflechtern (Adelsdorf), Wetzsteinschleifern (Fatschenbrunn), Backschüsselmachern (Neuschleichach) als den typischen Armengewerben des 19. Jahrhunderts, fällt auf, daß es nicht zuletzt die weiblichen Familienmitglieder waren, die hausierend über Land zogen⁴⁴⁾; in Gestalt der letzten Korbhändlerinnen und „Baiersdorfer“ Krenweiblein⁴⁵⁾ erleben wir sie ja noch heute. In ihrer sozialen Spannweite war diese Gruppe sicher stets nach unten zu den Marketenderinnen, Hökerinnen und Bettlerinnen hin offener als nach oben. Den Groß- und Fernhandel beherrschte der Kaufmann.

Von den Krämerinnen und Wanderhändlerinnen, ferner den Wirtinnen, Wechslerinnen, Zöllnerinnen, Hebammen und auch schon vereinzelt Lehrfrauen an den niederen Schulen Nürnbergs im 15. Jahrhundert⁴⁶⁾ führt eine interessante Linie zur Gegenwart. Zwar sind bis heute weniger Frauen erwerbstätig als Männer — in Bayern lautet das Verhältnis derzeit 59:36⁴⁷⁾; Rüstungsminister Speer konnte selbst im II. Weltkrieg den totalen Arbeitseinsatz der deutschen Frau nicht erzwingen⁴⁸⁾. Dafür aber haben sie in bestimmten Zweigen der fränkischen Wirtschaft sogar ein absolutes oder zumindest relatives Übergewicht, z. B. im Einzelhandel, im Gesundheitswesen, in öffentlichen und privaten Diensten: Der sog. tertiäre Sektor steht bei den weiblichen Beschäftigten Mittel- und Unterfrankens bereits an der Spitze⁴⁹⁾. An dem großen soziologischen Umbruch unserer Tage, nämlich vom Industriezeitalter zur Dienstleistungsgesellschaft — der allgemeine Wendepunkt in der BRD steht kurz bevor — haben die Frauen also einen entscheidenden Anteil.

4. Volkskundliche Beobachtungen zur Frage der Geschlechterpositionen

Solche Berufsstatistiken charakterisieren nüchtern unser aktuelles Gesellschaftsgefüge. Die Welt von gestern und darin das Nebeneinander der Geschlechter — unser eigentliches Thema — wird aber zum Abschluß vielleicht noch einmal besonders anschaulich durch ein paar volkskundliche Beobachtungen aus dem Bereich des Brauchtums; Strohkränze und Stillverhalten lieferten ja bereits diesbezügliche Stichworte.

Mit der Hochzeit trat das Mädchen in den Kreis der Frauen ein. Manchmal geschah das mit regelrechten Initiationsriten: In Waldbüttelbrunn z. B. hatten die Frauen des Dorfes Anrecht auf das Geld, das beim Brauthebben vor der Kirchentür ausgeworfen wurde, anderswo auf eine direkte Kaffee-, Bier- und Branntweinspende seitens der Jungvermählten, um damit ganz exklusiv — ohne Männer — eine festliche Zeche auszuzurichten⁵⁰). Der Standeswechsel wurde auch in der Tracht angezeigt: Im Forchheimer Land trug das unverheiratete Mädchen an außergewöhnlichen Festtagen eine hohe Flitterkrone, den „Hohen Kranz“, während man die verheiratete Frau an einem großen weißen Kopftuch erkannte⁵¹). Kleidung war überhaupt ein Mittel, Rangunterschiede auszudrücken — Gelb beispielsweise war im reichsstädtischen Nürnberg die Farbe der Huren⁵²) — und ist heute nicht zuletzt ein Gradmesser für die Einstellung zur Tradition. Den Frauen der Effeltricher Gegend ist das Trachtentragen noch heute ziemlich selbstverständlich, die Männer dagegen haben sich ihrer seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig entledigt.

Dieses Beispiel macht zugleich evident, wie auch die Gemeinschaft der Erwachsenen und Verheirateten stets durch Verhaltensweisen und Normen in eine Männerwelt und eine Frauenwelt getrennt blieb. Männer sitzen auf den rechten Kirchenbänken, die Frauen links⁵³). Meist handelt es sich dabei zusätzlich um eine hierarchische Ordnung, die u. a. den Gegensatz arm — reich klar überlagert. Im Hochzeits- und im Leichenzug kommen, so ist es z. B. auf den Rhöndörfern üblich, zuerst die Männer, dann die Frauen⁵⁴). Und ähnlich sind auch die Wallfahrten zur Hl. Dreifaltigkeit nach Göfweinstein geregelt: Hinter dem Standartenräger, den Ministranten, den Männern und dem Vorbere bildet die Gruppe der Frauen den Abschluß⁵⁵). Im Brauchspiel schließlich ist diese Zurücksetzung dahingehend codiert, daß das weibliche Geschlecht auf Eigeninitiative mehr oder weniger zu verzichten hatte. Nur diejenigen Mädchen, die zuvor von den Burschen „zusammengespielt“, d. h. mit Musik von zu Hause abgeholt worden waren, durften den Tanzboden der westmittelfränkischen Kirchweih betreten⁵⁶); wer aus eigenem Antrieb erschien, verstieß — und verstößt — gegen die Sitte. Und noch krasser: Selbst hinter der Maske der Fleckles hex, die in der Allersberger Fasnacht den Winter verkörpert, steckt ein Mann⁵⁷). Hier setzt sich fort, daß in den von Handwerkern getragenen Fasnachtsspielen und gleichermaßen in den Krippen- und Osterspielen einst, bis etwa 1650, ja generell Männer auch die Frauenrollen übernommen hatten⁵⁸); erst der Siegeszug des städtischen Kölner Karnevals um 1900 ließ Faschingsprinzessin und weibliche Garden nach Franken einwandern. — Wo man sich indes leibhaftig von Dämonen bedroht fühlte, vorab in der Wochenstube und im Stall, hatten die Hexen und Truden fast immer weibliche Gestalt, und nicht nur dies: man verdächtigte Frauen persönlich, Hexen zu sein. Als Hexen identifiziert wurden — noch in den Erzählungen der letzten Generation — eine alte Bäuerin, die Nachbarin, die bucklige Schäferin, die Rothaarigen⁵⁹). Und so gehört es vielleicht auch hierher, davon zu berichten, daß das Züchtigungsrecht des Ehemanns gegenüber seiner Ehefrau in der bayerischen Gesetzgebung erst im Jahr 1900 außer Kraft gesetzt wurde⁶⁰).

Fritz HEEGER hat einen seiner volkskundlichen Aufsätze überschrieben „Frauenrechtliches im fränkischen Brauchtum“. Wer darin Nachrichten von feministischer Auflehnung erwartet, wird freilich enttäuscht. Berichtet wird von sog. Frauenfesten, die es z. T. heute noch gibt, wie dem berühmten Irmelshäuser Weiberkietz oder dem Hörbacher Weibertrunk, Hebammenwahlen aus der Zeit der Jahrhundertwende und Taufzechen, denen allen gemeinsam ist, daß die Frauen des

Dorfes bei diesen Gelegenheiten als geschlossene Körperschaft auftraten und sich das Recht herausnahmen, Männern das Beisein ausdrücklich zu verwehren. Im Grunde waren es übermütige Kaffeekränzchen, denen häufig durch die terminliche Einfügung in die Faschnachtszeit jede ernste Spitze genommen war, — ein Ventil ähnlich dem rheinischen Weiberregiment am „dicken Donnerstag“. — Widerborstigkeit trübte höchstens, ein Urphänomen, den häuslich-zweisamen Frieden, — dies allerdings mitunter drastisch wie 1591 in Coburg⁶¹⁾, wo eine Frau ihrem Gatten zwei abgezogene Mäuse in die Bratwürste mengte, um ihn von Trunksucht zu heilen . . .

Von solchen kaum wahrnehmbaren Ansätzen in der Dorf- und Kleinstadt-Szene des 18./19. Jahrhunderts bis dahin, daß Frauen Bürgermeisterposten bekleiden, ein Universitätsstudium ergreifen, selbständige Unternehmerinnen werden konnten, war es noch ein weiter Weg. Letztlich kam die Emanzipation überhaupt nicht von dort, sondern wurde im städtischen Bereich erkämpft von den höheren Töchtern aus dem wohlbehüteten Elternhaus des Groß- und Bildungsbürgertums, — das wir, ebenso wie die Welt der Baronessen und Komtessen, in diesem Referat bewußt ausgeklammert haben.

Anmerkungen

- 1) CIPOLLA 1971, S. 44; BOLTE 1967, S. 10
- 2) vgl. Programm Bayern II 1970, S. 10
- 3) Beiträge 1, 1850
- 4) CIPOLLA 1971, S. 75
- 5) ENDRES 1970, S. 246
- 6) SEILER 1940, S. 15; CIPOLLA 1971, S. 81 u. 130
- 7) BOLTE 1967, S. 91; ENDRES 1970, S. 250
- 8) WIEDAMANN 1958, GEBHARDT 1961, EBERSBACH 1964, BUCHHOLZ 1965, SANDHÖFER 1965, MAGER 1967
- 9) CIPOLLA 1971, S. 152/153 u. S. 50
- 10) CIPOLLA 1971, S. 108
- 11) vgl. PFEIFFER 1972/73, S. 272 ff.
- 12) FRANZ 1961, S. 48; ENDRES 1970, S. 263
- 13) BUCHHOLZ 1965, S. 357; MAGER 1967, S. 111; EBERSBACH 1964, S. 336
- 14) CIPOLLA 1971, S. 48 u. 152; PFEIFFER 1972/73, S. 278
- 15) zit. SCHLÖGL 1954, S. 421
- 16) SCHLÖGL 1954, S. 435
- 17) BOLTE 1967, S. 108
- 18) BECKH 1972/73, S. 286
- 19) SCHLÖGL 1954, S. 435 u. 440
- 20) Pfarrei Oberhöchstadt/Lkr. Neustadt a. d. A.
- 21) Pfarrmatrikel 1693-1737 Obersteinbach/Lkr. Neustadt a. d. A.
- 22) PFEIFFER 1972/73, S. 280
- 23) vgl. KRAMER 1961, S. 216 ff.
- 24) StAN, Rentamt Neustadt/A. Nr. 74 II
- 25) vgl. Pückler-Archiv Burgfarrnbach Nr. A 1276
- 26) vgl. Schönborn-Archiv Wiesentheid 455, Nr. 136-147 betr. Aisch
- 27) vgl. auch BOLTE 1967, S. 133
- 28) FRANZ 1961, S. 48
- 29) MORLINGHAUS 1940, S. 98
- 30) Schönborn-Archiv Wiesentheid 455, Nr. 137/138
- 31) ECKERT 1968, S. 30-44
- 32) StAN Rep 270 I, Nr. 646
- 33) SEILER 1940, S. 19 u. 39; Landwirtschaft in Bayern 1860, S. 379; Socialpolitik 1883, S. 160
- 34) Beiträge 1, 1850; SEILER 1940, S. 130

- ³⁵⁾ SCHLÖGL 1954, S. 419-445
³⁶⁾ Socialpolitik 1883, Bd. 3, S. 154
³⁷⁾ WEBER-KELLERMANN 1965
³⁸⁾ HELLDORFER 1974, S. 684 u. 751
³⁹⁾ SEILER 1940, S. 128
⁴⁰⁾ Beiträge 328a, 1971, S. 96 ff.
⁴¹⁾ HELLDORFER 1974, S. 738
⁴²⁾ zit. nach SCHMIDT 1950, S. 32 u. 24
⁴³⁾ SCHMIDT 1950
⁴⁴⁾ HELLER 1971
⁴⁵⁾ HEINRITZ 1971
⁴⁶⁾ SCHMIDT 1950
⁴⁷⁾ Beiträge 328a, 1971, S. 22/23
⁴⁸⁾ SPEER 1969, S. 234/235 u. 548
⁴⁹⁾ Beiträge 254c, 1961; 3. Raumordnungsbericht 1976, S. 249
⁵⁰⁾ KRAMER 1957, S. 150/151
⁵¹⁾ FUCHS 1937, S. 7-10
⁵²⁾ BEHNISCH 1963, S. 157
⁵³⁾ WORSCHSCH 1971, S. 59
⁵⁴⁾ WORSCHSCH 1971, S. 218
⁵⁵⁾ HELLDORFER 1974, S. 454
⁵⁶⁾ HOHMANN 1959
⁵⁷⁾ RÜHL 1952
⁵⁸⁾ vgl. HOLZBERG 1976, S. 129 ff.
⁵⁹⁾ WAGNER 1970; NIEDERMEIER 1963, S. 82
⁶⁰⁾ PFEIFFER 1972/73, S. 271
⁶¹⁾ KRAMER 1957, S. 145/146

Archivalien und Literatur

- Staatsarchiv Nürnberg (StAN): Reg. v. Mittelfranken, Kammer d. Innern
 (Abgabe 1932) I, Nr. 646
 Rentamt Neustadt a. d. A. Nr. 74 II.
 Hauptstaatsbibliothek München (Handschriftenabteilung): Cgm 6846, Nr. 2 u. 6
 Montgelas-Statistik 1811/12.
 Stadtarchiv Fürth/B.: Pückler-Limpurg'sches Schloßarchiv Burgfarrnbach Nr. A 1276.
 Schönborn-Archiv Wiesentheid: Amt Aisch 455, Nr. 136-147.
 Bäuerliche Zustände in Deutschland. — Berichte des Vereins f. Socialpolitik Bd. 1-3.
 Leipzig 1883.
 Bayerische Staatsregierung: Ein Programm für Bayern II. — München 1970.
 Ders.: 3. Raumordnungsbericht. — München 1976.
 Bayerisches Statistisches Landesamt: Beiträge zur Statistik Bayerns. — Bde. 1, 254c, 328a.
 München 1850 ff.
 Ders.: Gemeinde-Daten. — München 1973.
 BECKH, Hermann: Zur Auswertung der Ahnenliste Beckh-Staudinger. — Bll. f. Fränk.
 Familienkunde 10. 1972/73. S. 286-288.
 BEHNISCH, Franz Joachim: Die Tracht Nürnbergs und seines Umlandes vom 16. bis zur
 Mitte des 19. Jahrhunderts. — Nürnberg 1963.
 BOLTE, Karl Martin: Deutsche Gesellschaft im Wandel. — 2. Aufl. Opladen 1967.
 BUCHHOLZ, Walter: Hans Sachs und seine Nachkommen bis zur Gegenwart. —
 Bll. f. Fränk. Familienkunde 8. 1965. S. 350-368.
 CIPOLLA, Carlo M. u. Knut BORCHARDT: Bevölkerungsgeschichte Europas. —
 München 1971.

- EBERSBACH, Günther: Zehn Generationen Burgis in Bamberg. — Bll. f. Fränk. Familienkunde 8. 1964. S. 330-337.
- ECKERT, Hugo: Liberal- oder Sozialdemokratie. Frühgeschichte der Nürnberger Arbeiterbewegung. — Stuttgart 1968.
- ENDRES, Rudolf: Zur Einwohnerzahl und Bevölkerungsstruktur Nürnbergs im 15./16. Jahrhundert. — Mitt. d. Ver. f. Geschichte d. Stadt Nürnberg 57. 1970. S. 242-271.
- FRANZ, Günther: Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. — 3. Aufl. Stuttgart 1961.
- FUCHS, Hela: Die Frauentracht des Forchheimer Landes. — Fränkische Forschungen 9. Erlangen 1937.
- GEBHARDT, Werner: Die württembergische Abstammung der fränkischen Lehrerfamilie Autenrieth. — Bll. f. Fränk. Familienkunde 8. 1961. S. 1-11.
- HEEGER, Fritz: Frauenrechtliches im fränkischen Brauchtum. — Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde 1963. S. 133-143.
- HEINRITZ, Günter: Die „Baiersdorfer“ Krenhausierer. — Erlanger Geogr. Arbeiten 29. 1971.
- HELLDORFER, Ludwig: Gößweinstein. — Gößweinstein 1974.
- HELLER, Florian: Die Familie Schwer. — Mitt. d. Ver. f. Geschichte d. Stadt Nürnberg 63. 1976. S. 228-338.
- HELLER, Hartmut: Die Peuplierungspolitik der Reichsritterschaft als sozialgeographischer Faktor im Steigerwald. — Erlanger Geogr. Arbeiten 30. 1971.
- HOHMANN, Friedrich: Die mittelfränkische Kirchweih der Gegenwart im Ansbachischen Raum. — Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde 1959. S. 85-97.
- HOLZBERG, Niklas: Die Tragedis und Comedis des Hans Sachs: Forschungssituation — Forschungsperspektiven. — Nürnberger Forschungen 19. 1976. S. 105-136.
- KRAMER, Karl-Sigismund: Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. — Veröff. d. Ges. f. Fränk. Gesch. Reihe IX, Bd. 12. Würzburg 1957.
- Ders.: Volksleben im Fürstentum Ansbach und seinen Nachbargebieten (1500-1800). — Veröff. d. Ges. f. Fränk. Gesch. Reihe IX, Bd. 15. Würzburg 1961.
- Ders.: Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg (1500-1800). — Veröff. d. Ges. f. Fränk. Gesch. Reihe IX, Bd. 24. Würzburg 1967.
- Die Landwirtschaft in Bayern. Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern. — München 1860.
- MAGER, Edward: Die mittelfränkische Müllersippe Lindig. — Bll. f. Fränk. Familienkunde 9. 1967. S. 109-129.
- MORLINGHAUS, Otto: Zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte des Fürstbistums Bamberg im Zeitalter des Absolutismus. — Erlanger Abh. z. mittl. u. neueren Geschichte NF 3. 1940.
- NIEDERMEIER, Hans: Die Rothaarigen in volkskundlicher Sicht. — Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde 1963. S. 76-106.
- PFEIFFER, Gerhard: Familiengeschichte und Soziologie. — Bll. f. Fränk. Familienkunde 10. 1972/73. S. 270-285.
- PFEUFER, Beniguis: Beyträge zu Bambergs Topographischen und Statistischen so wohl älteren als neueren Geschichte. — Bamberg 1792.
- RÜHL, Eduard: Flecklesmo, Fleckles, Fleckle, Fleckleshex und Flecklesdieb. — Bayer. Jahrbuch f. Volkskunde 1952. S. 91-99.
- SANDHÖFER, Jakob: Stammliste der Kresser von Burgfarnbach. — Bll. f. Fränk. Familienkunde 8. 1965. S. 369-372.
- SCHLÖGL, Alois (Hg.): Bayerische Agrargeschichte. — München 1954.
- SCHMIDT, Gertrud: Die berufstätige Frau in der Reichsstadt Nürnberg bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. — Diss. Erlangen 1950.
- SCHREYL, Karl Heinz: Das Leben in der Stadt. — Die Welt des Hans Sachs. 400 Holzschnitte des 16. Jahrhunderts. Hg. Stadtgeschichtl. Museen, Kataloge Nr. 10. Nürnberg 1976. S. VIII-XVII.
- SEILER, Karl u. Walter HILDEBRANDT: Die Landflucht in Franken. — Ber. zur Raumforschung und Raumordnung III. Leipzig 1940.
- SPEER, Albert: Erinnerungen. — Frankfurt, Berlin u. Wien 1969.

- SPINDLER, Max (Hg.): Bayerischer Geschichts atlas. — München 1969.
- TWELLMANN, Margrit: Die Deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843-1889. — Marburger Abh. z. politischen Wissenschaft 17. 1972.
- WAGNER, Eberhard: Hexenglaube in Franken heute. — Jahrb. f. Fränk. Landesforschung 30. 1970. S. 343-356.
- WEBER-KELLERMANN, Ingeborg: Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts. — Marburg 1965.
- Dies.: Die Rolle der Frau. — Hessische Blätter f. Volkskunde 53. 1962. S. 47-62.
- WEIDAMANN, Richard: Zur Geschichte des Regensburger Stadtkammerers Christoph Glockenießler und zur Genealogie seines Geschlechts. — Bl. f. Fränk. Familienkunde 7. 1958. S. 68-78.
- WORSCHKECH, Reinhard: Frauenfeste und Frauenbräuche in vergleichender Betrachtung mit besonderer Berücksichtigung Frankens. — Diss. Würzburg 1971.

Hartmut H. Kunstmann

Hexenprozesse in der Reichsstadt Nürnberg

Im Mittelpunkt des diesjährigen Seminars des Frankenbunds steht „Die Frau in Franken“. Wie ich dem Programm entnehmen konnte, soll dieses umfassende Thema die Stellung der fränkischen Frau in soziologischer, kultureller und historischer Sicht behandeln. In diesem Zusammenhang dürfte von Bedeutung sein, was als Hexen verdächtige und verurteilte Frauen in Franken im Zeitalter der Hexenverfolgung zu erdulden hatten.

Die Geschichte der Hexenprozesse in ganz Franken kann ich schon aus zeitlichen Gründen hier nicht nachzeichnen, aber ich will anhand von Hexenprozessen in der bedeutenden fränkischen Reichsstadt Nürnberg aus der Blickrichtung der rechtshistorischen Betrachtungsweise versuchen, die Behandlung fränkischer Hexen sowie die Einstellung der Obrigkeit und des Volkes in diesem Territorium aufzuzeigen. Doch zunächst einige Grundlagen:

Die Hexenverfolgungen zählen zu den furchtbarsten Ausprägungen der Massenhysterie, die das christliche Abendland in seiner Geschichte hervorgebracht hat. Allein in Deutschland sind im 16. und 17. Jahrhundert etwa 100 000 „Hexen“ (davon waren zehn Prozent Männer) auf dem Scheiterhaufen hingerichtet worden; in ganz Europa schätzt man ihre Zahl auf eine Million.

Was versteht man unter dem Begriff „Hexe“?

Die Hexenvorstellung beruht auf der Berührung von römischem und germanischem Volksglauben. Die Strigen der Römer und die germanischen Unholden haben viele gemeinsame Merkmale. Mit der Zeit entfernen sich diese beiden Anschauungen jedoch voneinander, wodurch eine getrennte Entwicklung ermöglicht wird. Die in Italien beheimatete Hexe trat zunächst nur als Wahrsagerin auf. Später griff sie in die Liebesangelegenheiten zwischen Mann und Weib ein und war für Abtreibungshandlungen verantwortlich. Von Ausfahrten, Incubus und Succubus war bei der italienischen Hexe, der „Strega“, nichts bekannt, jedoch wurden ihr auch boshafte Zauberverhandlungen zugetraut, namentlich das Hinsiechen von kleinen Kindern.

Ganz anders verhält es sich mit dem nordischen Hexenbegriff. Bereits in heidnischer Zeit wurde Schadenzauber bestraft. Darunter verstand man insbesondere das Herbeiführen von Krankheit und Tod, Impotenz beim Mann und weibliche Unfruchtbarkeit, Tötung oder Schädigung von Vieh, Wetter- und Hagelmachen, Liebeszauber und

Giftbeibringung. Fortentwickelt von mittelalterlicher Theologie und Scholastik, bildete dieser Begriff in seiner Endstufe die Grundlage der Hexenverfolgungen. Die Kernpunkte der neuen Anschauung sind Teufelspakt, Teufelsbuhlschaft, Maleficium, Flug durch die Luft, Hexensabbat und Tierverwandlung.

Die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Mensch und Teufel wurde von der Kirche des frühen Mittelalters von jeher anerkannt. Vor allem Thomas von Aquin (1225-1274) belegte in wissenschaftlicher Weise die Lehre vom Pakt des Menschen mit dem Teufel. Dieser Pakt bezweckte ein ewiges Lossagen des Menschen von Gott. Auf seiten des Teufels stiftet er dann unter dessen Anleitung Unheil und erhält somit die Fähigkeit zu übernatürlichem Tun verliehen.

Teufelsbuhlschaft wird die geschlechtliche Vermischung von Mensch und Dämon genannt. Wenn ein Dämon mit Frauen geschlechtlich verkehren will, so tritt er als Incubus auf, bei Männern dagegen als Succubus. Auch diese Theorie trägt die Handschrift des großen Gelehrten Thomas von Aquin, wobei er sich in seinem Werk „Summa Theologiae“ auf die Auffassungen des Kirchenvaters Augustinus beruft. Fälle, in denen der Teufel als Succubus Männern erschien, sind nur wenige überliefert. Die Regel war, daß der Teufel als Incubus zu Frauen kam. Hier spätestens läßt sich das Hineindrängen des weiblichen Geschlechts in die verhängnisvolle Rolle eines dem Teufel leicht zugänglichen Wesens erkennen.

Auch Nürnberg ist von Zauberei- und Hexenprozessen nicht verschont geblieben, sondern wurde ebenso wie andere Orte von diesem Wahn überzogen. Schon im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts gab es zahlreiche Verfahren gegen der Zauberei verdächtige Personen, die jedoch, im Falle einer Verurteilung, mit Stadtverweisung und/oder Leibstrafe damals noch recht glimpflich davorkamen. Das hängt nach meiner Auffassung wohl damit zusammen, daß es bei diesen frühen Prozessen meist nur um den einfachen Schadenzauber, das „maleficium“, ging. Erst gegen Ende des 15. und im Laufe des 16. Jahrhunderts traten zu diesem Kerntatbestand die anderen, für den „wissenschaftlichen Zauberei- und Hexereibegriff“ notwendigen Charakteristika wie Teufelspakt und -buhlschaft, Hexensabbat, Hexenflug, Gotteslästerung und Tierverwandlung. Dies ist auf den „Hexenhammer“ (malleus maleficarum) zurückzuführen, der schon kurz nach seinem Erscheinen (1487) auch in Nürnberg bekannt war. Verfaßt wurde er von den Dominikanermönchen Heinrich Institoris und Jacob Sprenger, die damit eine endgültige systematische Darlegung des Hexenwahns bewirkten. Kein Humanist, kein Reformator verhütete diesen Aberglauben. Nachdem schon die Hexenbulle „Summis desiderantes“ des Papstes Innozenz VIII. (1484-1492) vom 5. Dezember 1484 die kanonische Festlegung des neuen Hexenbegriffs gebracht hatte, wurde im Hexenhammer, um die weltlichen Richter zum Eingreifen zu veranlassen, der Schadenzauber, das Maleficium, das für die weltliche Gerichtsbarkeit entscheidende Motiv der Hexenverfolgungen, mehr in den Vordergrund gestellt. Institoris und Sprenger faßten die einzelnen Punkte des Hexenglaubens kasuistisch zusammen und lieferten so dem weltlichen Strafrichter, dem später die Untersuchung und Bestrafung in den Hexenprozessen übertragen wurde, das Gesetzbuch, nach welchem er zu urteilen hatte. Zur Hexenbulle bildete der Malleus maleficarum nur den Kommentar²⁾.

Der Hexenhammer besteht aus drei Teilen. Der erste Teil berichtet über die Hexerei im allgemeinen und versucht ihre Realität darzutun. Ferner erläutert er die Wirkungen, die der Teufel vermittels der Hexen zustande bringt. Im zweiten Teil wird behandelt, wie man sich gegen solche Personen schützen und wie man sie bekämpfen kann. Der dritte Teil des Hexenhammers enthält die Vorschriften über Prozeßführung und Bestrafung. Unter Verwerfung des Akkusationsprozesses wird das Inquisitionsverfahren durch Einschreiten von Amts wegen oder durch Denunziation von geheimen Zeugen empfohlen. Erschwerung der Verteidigung, uneingeschränkte Folterungen und Beseitigung jeglicher Rechte der Angeklagten bilden die Besonderheiten. Das ganze Verfahren war auf ein Geständnis der Hexe ausgerichtet. Ein solches konnte mit der

Folter beliebig erpreßt werden. Damit haben sich Hexerei und Zauberei zum „*crimen exceptum*“ entwickelt, das ein Entrinnen für einen Angeklagten nahezu unmöglich machte.

Der Nürnberger Rat forderte 1491 bei Heinrich Institoris ein Exemplar des Hexenhammers an. Dieses erhielt er umgehend in deutscher und lateinischer Ausfertigung, versehen mit einem Begleitschreiben des Institoris. Aufbewahrt werden diese Urkunden im Staatsarchiv Nürnberg³⁾.

Nach dem Schema des „*malleus*“ kam es in den folgenden Jahrzehnten aus den üblichen mehr oder weniger nichtigen Anlässen zu zahlreichen Verfahren gegen der Hexerei und der Zauberei beschuldigte Personen, für die die Todesstrafe keineswegs die einzige verhängte Straftat war. Im Vergleich zu anderen Gebieten bestrafte der Innere Rat als höchstes Strafgericht der Reichsstadt Zauberer und Hexen recht milde. Auch die Folter ist bei den Verhören der Beschuldigten maßvoller als anderswo angewendet worden. Entgegen den Richtlinien des Hexenhammers wurde in Nürnberg Hexerei und Zauberei nicht als „*crimen exceptum*“, bei dem man sich im Verfahren über alles, was zugunsten des Angeklagten sprach, einfach hinwegsetzen konnte, behandelt, sondern entsprechend Art. 109 *Constitutio Criminalis Carolina* (CCC) von 1532 nach den gleichen Verfahrensvorschriften wie sonstige Strafsachen abgewickelt. Bei der Urteilsfindung bediente sich der Rat der gebildeten Schicht der Juristen und Theologen als Gutachter (Ratskonsulenten). Die Überlegungen dieser Berater spielten oft eine entscheidende Rolle, weil sie trotz allem grundsätzlichen Festhalten an der Möglichkeit, daß es das Verbrechen der Hexerei gäbe, manches als Phantasterei bezeichneten und so vielfach den in das Verfahren verstrickten Personen das Leben retteten.

Das letzte Verfahren im Nürnberger Gebiet stammt aus dem Jahre 1725. Es endete nach einem in jeder Hinsicht vorsichtig gehaltenen Gutachten der Altdorfer Juristenfakultät damit, daß der Beschuldigte die Verfahrenskosten zu ersetzen und dem Teufelspakt feierlich abzuschwören hatte⁴⁾.

Trotz der Vielzahl einschlägiger Verfahren erlebte Nürnberg niemals eine planmäßige Hexenverfolgungswelle, wie sie seit 1590 ringsum in Franken einsetzte. Ich erinnere an Bamberg und Würzburg! Übt der Rat in dieser Zeit weise Zurückhaltung, so behielt er seine Toleranz, sein oft bewußtes Herunterspielen der Zauberei- und Hexendelikte im 17. Jahrhundert zeitweilig nicht mehr bei. Zu einer Zeit, in der die Hexenprozesse im übrigen Franken schon weitgehend zum Stillstand gekommen waren, häuften sich die Todesurteile in Nürnberg (1659 und 1660).

Die Aufgabe der einst vorbildlichen Einstellung des Nürnberger Rats und seiner Rechtsgelehrten zu Zauberei- und Hexenwesen war vielleicht eine Folgeerscheinung des Dreißigjährigen Kriegs und des damit verbundenen Niedergangs der Reichsstadt. Möglich erscheint daher, daß der Rat nicht mehr stark genug war, sich mit souveränen Entschlüssen über den im Volk verbreiteten Hexenwahn hinwegzusetzen. Diese Periode währte aber nur kurze Zeit.

Zum Nutzen der Wirtschaft und des Wohlstandes der weltoffenen Handelsmetropole wußten Gerechtigkeitssinn sowie aufgeklärte Geisteshaltung des Rats und seiner Konsulenten die Reichsstadt inmitten einer fanatischen Umwelt von Fanatismus freizuhalten. Auch Nürnberg hatte seine Hexenprozesse, aber ihre Zahl ist im Verhältnis zu anderen Orten niedrig geblieben.

Um sich einen Einblick in die in Nürnberg üblichen Verfahren gegen Zauber- und Hexenpersonen verschaffen zu können, seien hier beispielhaft zwei Prozesse aus den Jahren 1536 und 1659 vorgetragen, die Prozesse gegen Adelheid Schneiderin u. a.⁵⁾ sowie gegen Margaretha Mauterin⁶⁾.

1536 standen drei Frauen, Adelheid Schneiderin, Els Schneiderin und Katharina Maylin im Mittelpunkt eines Hexenprozesses von großer Tragweite. Den im Staatsarchiv Nürnberg befindlichen Unterlagen lassen sich wichtige Aufschlüsse über das in der damaligen Zeit gebräuchliche Vorgehen gegen Hexenwesen und Hexenwahn entnehmen.

Adelheit Schneiderin war beim Rat wegen Zauberei angezeigt worden. Dieser ließ sie verhaften und ins Lochgefängnis zur Untersuchung der ganzen Angelegenheit bringen. Infolge der Schwere ihrer angeblichen Verbrechen wurde sie gebunden und mit den angsteinflößenden Instrumenten der Tortur bedroht. Die Schneiderin leugnete ab, irgendetwas mit Hexerei zu tun zu haben. Allerdings bezichtigte sie zwei andere Frauen als Hexen, und zwar Els Schneiderin und die Katharina Maylin. Der Rat verfügte daher, auch diese Hexen seien festzunehmen.

In den weiteren Verhören vermochte die Adelheit den Folterqualen nicht zu widerstehen und gab alle Anklagepunkte ohne Einschränkung zu. Anhand des Quellenmaterials läßt sich folgender Sachverhalt ermitteln:

In erster Linie hatte sich die Adelheit des Viehzaubers schuldig gemacht. Die Kühe des Bauern Cunz Erhardt litten an einer Krankheit. Er wandte sich hilfesuchend an die Adelheit, die seine Tiere heilen sollte. Sie schien sich also schon einen Ruf als Zauberin erworben zu haben. Ihre Kunst wollte sie aber nur gegen ein Entgelt ausüben. Cunz Erhardt bezahlte den geforderten Betrag von 5 fl. und erlebte dann eine Enttäuschung. Die Adelheit bereitete ein angebliches Heilmittel aus verschiedenen Kräutern, vornehmlich aus Widerton. Die von dem Bauern erhoffte Gesundung seiner Kühe blieb aus. Er mußte vielmehr zusehen, wie seine Tiere verendeten. Mit einer Anschuldigung gegen die Adelheit war er schnell bei der Hand. Nur sie, eine Hexe, konnte für den Tod des Viehs verantwortlich sein. Sie hatte mit ihrem Kräutermittel in schändlicher Absicht die Kühe verzaubert. So kam eines zum andern, und die Adelheit war bald allgemein verschrien als Hexe, die den Leuten Schaden zufügte. Auch die Bewohner der umliegenden Dörfer erinnerten sich plötzlich, daß die Adelheit es gewesen sein mußte, die ihrem Vieh Krankheit und Tod gebracht hatte. Wir wissen es nicht, aber die Vermutung liegt nahe, daß von Cunz Erhardt die Sache beim Rat angezeigt wurde. Die Gerüchte werden ein Übriges beigetragen haben, daß der Rat eine so beleumundete Frau nicht in Freiheit lassen konnte. Auch Adelheit wurde — kaum im Lochgefängnis — sofort nach ihren etwaigen Mitäterinnen befragt. Wie bereits berichtet, gab sie zur Antwort, daß die Els Schneiderin und die Katharina Maylin Hexen seien. Sie erzählte, die beiden Frauen würden häufig ausfahren. Das habe sie durch Anwendung von Wider-ton (Hexenmittel) beobachten können. Dieser Flug durch die Luft, der nur mit teuflischer Unterstützung möglich ist, sollte sie wohl zum Hexensabbat führen. Folglich hätten sie ein Bündnis mit dem Teufel. Die Maylin bezeichnete sie sogar als Teufelsbraut.

Ein weiteres Mal der Härte der Folter ausgesetzt, erlahmte auch die letzte Widerstandskraft der Angeklagten. Sie gestand jetzt alles, was von ihr verlangt wurde. Im vergangenen Sommer sei sie mit Hilfe eines Gespenstes durch die Luft gefahren. Dann habe sie sich dem Teufel verschrieben und mit ihm auch zu schaffen gehabt.

Inzwischen gelang es dem Rat, der Els Schneiderin habhaft zu werden. Sie stritt energisch die Anschuldigungen der Adelheit ab. Gleichzeitig mit der Els ließ der Rat wiederum die Adelheit verhören. Letztere beharrte fest auf ihren Angaben hinsichtlich des Hexereiverbrechens ihrer Mitverhafteten. Auch die schwerste Folterung konnte sie davon nicht abbringen. Ebenso wurde auch die Els Schneiderin peinlich befragt. Sie jedoch beteuerte fest ihre Unschuld.

Nun konnte auch Katharina Maylin verhaftet werden. Die Lochschöffen konnten ihr jedoch kein Geständnis entlocken.

Bei diesem wenig befriedigendem Stand des Verfahrens hielt es der Rat für notwendig, ein Gutachten seiner Juristen einzuholen. In ihrer umfangreichen Stellungnahme hoben die Ratskonsulenten eingangs besonders hervor, daß „sy von zaubereien gar wenig halten“. Mit dem nächsten Satz verwischen sie wieder den Eindruck einer frühen aufgeklärten Geisteshaltung. Sie sagten, so gering sei die Hexerei nun auch nicht zu achten. Das zeige schon die Erfahrung, denn es sei schon oft vorgekommen, daß sich die Leute durch Zauberei Schaden zufügten. Was das Ausfahren und anderes Hexenwerk anbetreffe, so könne man sehr viele Exempel aufführen.

Schon diese Gedanken widerspiegeln eine Epoche, in der Humanismus, Reformation

und Renaissance an der Schwelle zur Neuzeit mit den geistigen Grundlagen des Mittelalters im Kampf stehen, sie aber noch nicht bewältigen können. Dies sollte erst viel später, zu spät für die Opfer der fast allorts ausbrechenden Hexenverfolgungen, am Ende des 17. Jahrhunderts geschehen.

Vor diesem Hintergrund sind die Ausführungen der Juristen zu sehen. Unter ihnen gab es eine strengere und eine mildere Richtung. Die Vertreter der strengeren Richtung waren die bekannten Rechtsgelehrten Dr. Christoph Gugel und Dr. Christoph Scheurl. Gugel begründete seine Ansicht mit der Schrift des Augustinus. Ich darf zitieren:

„Man findt es apud sanctum Augustinum, das sich die bosen geister mit den menschen vermischen und vermengen, also mag es mit der Adelheit und den andern auch zugeen“.

Gleichwohl sei ohne handfeste Beweise niemand zu verurteilen. Bei der Adelheit reiche die Beweislage aber vollkommen aus, so daß bei ihr auf die Todesstrafe erkannt werden müsse. Allein der Gebrauch von Widerton und anderen Kräutern, die bekanntlich zum Schadenzauber verwendet werden, habe ihn von der Hexerei der Adelheit überzeugt.

Auch Dr. Scheurl sprach sich unter Hinweis auf Art. 109 CCC grundsätzlich für die Todesstrafe bei Hexen aus. Ebenso seien aber diejenigen zu strafen, die bei Zauberrinnen und Hexen Rat suchten. Seiner Meinung nach sei daher „die Adelheit mit dem prandt zu richten, dann sy den leuten auch schaden gethan“. Scheurl schlug weiter vor, daß die Schneiderin noch einmal verhört werden solle, um einerseits den gesamten Sachverhalt restlos aufzuklären und um andererseits Klarheit über die Schuld der beiden Frauen Els und Katharina zu gewinnen. Denn für eine Bestrafung dieser beiden reiche das Beweismaterial vorerst nicht aus. Um es zu vervollständigen, müßten noch Erkundigungen über die drei Angeklagten eingeholt werden. Scheurl erarbeitete dafür einen Katalog mit zwölf Fragen, von denen einige den Einfluß des Hexenhammers deutlich erkennen lassen, zum Beispiel:

- ob die Adelheit genau wisse, daß sie „gefahren“ (Hexenflug) sei, mit dem Teufel zu schaffen und sich ihm ergeben habe
- an welchen Orten und in welcher Gestalt der Teufel zu ihr gekommen sei
- wann sie sich ihm ergeben habe und mit welchen Worten.

In der Person des Dr. Johannes Hepstein, dem Vertreter der milderen Richtung, fand sich aber ein Ratskonsulent, der sich offen in Widerspruch zu seinen Kollegen setzte, indem er mitteilte, er könne sich deren Meinung über die Hexerei nicht anschließen. Zur Festigung seiner These verwies er ebenfalls auf eine kirchliche Schrift, wonach aber Zauberei und Hexerei für „fantasma und gesicht“ (Selbsttäuschung) gehalten werden. Auch er vertrete diese Ansicht. Seines Erachtens kämen diese Dinge „aus unglauben, unverstand und heftiger imagination der leut“. Er könne es nicht glauben, daß der Teufel oder ein altes Weib zu solchen Handlungen fähig seien. Diese Überlegungen veranlaßten Hepstein zu einem für die Angeklagten überaus günstigen Ratschlag.

Die Verdachtsmomente gegen Els Schneider und Katharina Maylin hielt er für zu mangelhaft und wenig überzeugend, da sie doch im wesentlichen auf der Aussage der Adelheit beruhten. Daher empfahl er, beide umgehend aus der Haft zu entlassen. Dies unterstrich er mit den bedeutenden Worten:

„Dann es besser sey 100 schuldige ledig zu lassen, dann einen unschuldigen zu urtheilen“.

Die Adelheit wollte er nur wegen Betrugs und wegen falscher Anschuldigung bestrafen wissen, nicht etwa wegen Hexerei. Seine Auffassung begründete er damit, daß sie den Bauern Cunz Erhardt, wie er um das Leben seiner Tiere ängstlich besorgt war, durch Vortäuschung ihrer nicht vorhandenen Heilkunst zur Zahlung eines Geldbetrags gebracht habe. Ferner sei es offenkundig, daß sie die beiden Frauen wider besseres Wissen der Hexerei bezichtigt habe. Daher sei sie strafwürdig und mit einer arbiträren, also mit einer leichten Strafe zu belegen.

Meine Damen und Herren, diese Worte des mutigen Ratsjuristen ließen den Rat aufhorchen. Humanismus und frühe Aufklärung durchziehen die gutachtlichen Äußerungen von Dr. Hepstein. Mit seiner Stellungnahme wagte er sich an die äußerste Grenze vor, die in der damaligen Zeit überhaupt vertretbar war. Am Grundsätzlichen konnte auch er nicht rütteln.

Die gewichtigen Argumente Hepsteins schienen ihre Wirkung im Rat nicht verfehlt zu haben. Els Schneider und Katharina Maylin wurden freigelassen.

Der Rat war sich allerdings noch nicht schlüssig, wie mit der Adelheit Schneiderin verfahren werden sollte. Da die Hexereidelikte auch dem religiösen Sektor angehörten, hielt man es für angebracht, die Prozeffakten zusätzlich noch den Theologen vorzulegen. Seit der Reformation wandte der Rat das Ratschlagverfahren ebenso bei den Theologen der Stadt an.

Wie die Rechtsgelehrten (mit Ausnahme Dr. Hepsteins), so waren auch die Theologen nicht frei von Hexenwahn ihrer Zeit. In dem zu beurteilenden Fall schienen ihnen die Indizien für den Tatbestand der Hexerei zwar nicht ausreichend, aber grundsätzlich wollten sie die Existenz übernatürlicher Kräfte in der Form von Zauberei und Hexerei nicht ausschließen.

Die Theologen kamen nach genauer Abwägung aller Umstände zu dem Ergebnis, daß die Adelheit der Hexerei unschuldig sei. Sie habe lediglich die Leute „generret“ und sie — mit Hinweis auf den Cunz Erhardt — um ihr Geld gebracht. Zu bedenken gaben sie aber, daß sie dem Rat eine solche Entscheidung nicht nur aus religiöser, sondern auch aus politischer Sicht empfehlen würden. Sollte man sie als eine Hexe strafen, so würde das Volk erst recht aufmerksam werden. Darum seien ihre Delikte so zu behandeln, daß sie nicht der Hexerei, sondern nur des Betrugs zu bestrafen sei.

Der Rat sah nun Dr. Hepsteins Ansicht von den Geistlichen bestätigt. Daher dürfte er diesen Vorschlägen gefolgt sein und die Adelheit Schneiderin lediglich als Betrügerin zu einer arbiträren Strafe, verbunden mit einer Leibstrafe, verurteilt haben. —

Etwas 120 Jahre später spüren wir nicht mehr von den Maximen, die den Rat und seine Konsulenten bisher so vorbildlich geleitet hatten. Die Todesurteile mehren sich, wenn sie auch nicht immer wegen Zauberei ausgesprochen wurden. Zu viele dunkle Elemente verstanden es, den tief im Volk verankerten Aberglauben, insbesondere den Hexen- und Zauberglauben, immer wieder anzufachen und auch auszubeuten. Ich neige zu der Ansicht, daß der stets auf seine Autorität bedachte Rat dies nicht einfach hinnehmen konnte. Beeinflußt worden sein mag diese Entwicklung zudem noch von der allgemeinen Haltung zum Hexenwesen in den umliegenden Territorien Würzburg und Bamberg. Die dort praktizierten Grundsätze galten bisher nicht in der Reichsstadt. Nürnberg zog seinen Reichtum und seine Bedeutung aus den hervorragenden Handelsbeziehungen, die es im Laufe der Jahre geknüpft hatte. Die gesamte Politik war danach ausgerichtet, diese nicht zu gefährden. Ich sehe auch darin einen Grund für die verhältnismäßig milde Behandlung der Zauberer und Hexen im 16. Jahrhundert. Die Bürgerschaft durfte nicht in Zwietracht auseinanderfallen, wie es der Fall gewesen wäre, wenn lähmende Unsicherheit die Stadt durchzogen hätte, wer als nächstes Opfer des Hexen- und Zauberverwahns dem Scheiterhaufen überantwortet worden wäre. Doch mit dem Fortschreiten des 17. Jahrhunderts hatte diese Entwicklung ein Ende gefunden. Aus der Vielzahl von Fällen habe ich den Prozeß gegen Margaretha Mauterin aus dem Jahre 1659 ausgewählt, ein Hexenprozeß, wie er furchtbarer auch in anderen Gebieten nicht vorkam. Als besonders bemerkenswert bitte ich zu beachten, daß dies zu einer Zeit geschah, in der im übrigen Franken die großen Verfolgungsperioden teilweise schon Jahrzehnte zurücklagen.

Margaretha Mauterin, Ehefrau eines Stadtschützen, wurde am 23. März 1659 verhaftet und zur Inquisition ins Lochgefängnis gebracht. Sie war verdächtig, eine Hexe zu sein. Viele Verhöre mußte die Arme über sich ergehen lassen. Aus der großen Anzahl der überraschend ausführlichen Ratsverlässe (Aufzeichnungen des Inneren Rats in Beschlußform) läßt sich die Bedeutung entnehmen, die der Rat dem Prozeß beimaß.

Diese Unterlagen werden ebenfalls im Staatsarchiv Nürnberg aufbewahrt.

In den Verhören ergab sich durch Anwendung der Folterinstrumente eine Vielfalt von typischen Hexenverbrechen, die von der Mauterin begangen worden sein sollten. Schon zu Lebzeiten ihres ersten Ehemannes — vor acht Jahren — habe sie den Teufel angerufen. Dieser sei dann auch erschienen und habe sie verführt. Dabei habe sie vermittels grausamer Gotteslästerung der allerheiligsten, hochgelobten Dreifaltigkeit abgesagt und sich dem Teufel zu eigen ergeben. Auch den Geschlechtsverkehr mit dem Satan gab sie zu. Zweimal habe sie ferner die heiligen Oblaten beim Empfang des Abendmahls aus dem Mund genommen und sie dem Teufel überreicht. Die eine oder die andere Person habe sie auf seinen Befehl ohne irgendeine Ursache an Leib und Leben durch Zauberei geschädigt. Ebenso habe sie einiger Leute Vieh mit schädlichem Zauber belegt.

Teufelsbündnis, Teufelsbuhlschaft, Gotteslästerung, Verunehrung von Sakramenten und Schandzauber — alles Delikte, die den Vorschriften des Hexenhammers entsprechen — beherrschten diesen Prozeß.

In der Ratssitzung vom 14. April 1659 beschloß man, die Aussagen der Mauterin den Rechtsgelehrten Dr. Wölkern und Dr. Fetzer vorzulegen. Beide sollten befragt werden, ob die Verhaftete in Anbetracht ihrer bisherigen Geständnisse weiter peinlich zu verhören sei. Zudem wurde angeordnet, einen Bauern als Zeugen vorzuladen. Die Mauterin sollte ihm und seinem Vieh durch Zauberei geschadet haben.

Die Juristen waren verschiedener Meinung. Dr. Wölkern entschied sich für die Fortsetzung der Tortur. Ferner verlangte er, daß dem Opfer schmachvoll alle Haare abrasiert würden, wohl um die Hexenzeichen besser erkennen zu können. Dagegen glaubte Dr. Fetzer, daß die Mauterin genug gestanden habe und daher schon über die Bestrafung beratschlagt werden könne.

Diese weit auseinandergehenden Stellungnahmen befriedigten den Rat nicht. Hinzu kam noch, daß die Mauterin, die erst ihre Sünden bußfertig zu bereuen begonnen hatte, sich wieder verschlossen und unzugänglich zeigte. Man berief daher die beiden bisher für ihre Seelsorge zuständigen Diakone ab. Nun sollten sich zwei erfahrene Geistliche, Johann Michael Dillherr und Johann Gundermann, der Gefangenen annehmen.

Die Prediger berichteten den am 21. April wieder versammelten Ratsherrn, daß die Verstocktheit der Armen anhalte und somit wenig Hoffnung auf reumütige Einsicht ihrer Sünden bestehe. An die beiden Lochschöffen erging das Ersuchen, „noch diesen vormittag die verhaftete mit ernst zu hören und sie betrohen, das sie doch das leben verwürkt habe, derowegen ihre sachen durch bekandnuß der wahrheit nit ärger machen, sondern vielmehr gnad verdienen könne“.

Am nächsten Tag, dem 22. April, lag die letzte Aussage der Mauterin dem Ratskollegium vor. Irgendwelche neuen Hinweise fanden sich darin nicht, sie bestätigte lediglich ihre früheren Geständnisse. Die Mehrzahl der wiederum befragten Konsulenten hielt eine Festlegung der Strafart noch für verfrüht. Diese Juristen befürworteten vielmehr ein Fortsetzen der gesteigerten Tortur, ein Abrasieren sämtlicher Haare des Opfers und den Kleidertausch. Sie glaubten, auf diese grausame Weise der Mauterin weitere Bekenntnisse über andere Hexen und Hexenverbrechen abringen zu können. Meine Damen und Herren, die Stimme der Vernunft, die bisher in Nürnberg zu spüren war, schien erloschen zu sein. Doch bei diesem Stand der Beratungen kamen der Mauterin die Lochschöffen, die allen Verhören beigewohnt hatten, zu Hilfe. Sie berichteten, daß sie sich in sehr schlechter körperlicher Verfassung befinde. Eine nochmalige Folterung würde sie lebend nicht überstehen. Diese Umstände bewogen den Rat, die Untersuchungen für beendet zu erklären. Im übrigen habe sie bereits so viel gestanden, daß das „corpus delicti am tag“ sei und einer Verurteilung nichts mehr im Wege stünde. Man beschloß, am nächsten Tag das Urteil und den Termin des endlichen Rechtstags festzulegen. Recht besorgt zeigten sich die Ratsmitglieder um das Seelenheil der Mauterin, da an die Geistlichen wiederum der Auftrag erging, „ihr beweglich zuzusprechen und ihr bestendig bey zu bringen, daß sie nit könne seelig werden, wo sie nit ihr gewissen reinigen und alles, was sie noch in ihrem herzen

habe, es treffe an, wen es woll, herauß sage, und mit der wahrhait an den tag gehe“.

Das Urteil lautete auf Tod durch Verbrennen, wobei sie jedoch vorher an einem Pfahl zu erwürgen sei. Eine Urteilsausfertigung ist uns noch überliefert⁷⁾. Die Hinrichtung fand am 26. April 1659 statt. Unter diesem Datum lesen wir in den Ratsverlässen:

„Das abgehörte urtheil soll man an Margaretha Mauterin also exequieren, sie nach ihrer erwürgung zu aschen verbrennen, Gott sey ihrer seelen gnädig“.

Der Hexenwahn beschäftigte ohne Ausnahme die Phantasie der Menschen jener Zeit. Bürger und einfache Leute hatten ihre festgefügtten Ansichten über Aussehen und Tätigkeit der Hexen und Zauberer. Die Einstellung der Bewohner Nürnbergs und seiner Landgebiete unterschied sich keineswegs von dem Glauben der übrigen Bevölkerung Deutschlands.

In einer Zeit, in der die meisten Menschen des Lesens unkundig waren, kam der bildlichen Darstellung größte Bedeutung zu. So haben Künstler, Maler und Kupferstecher, den Auffassungen ihrer Epoche zum Hexenwesen in Bildern Ausdruck verliehen. Ich neige zu der Ansicht, daß sie damit den Bedürfnissen und Wünschen ihres Publikums Rechnung tragen wollten, um möglichst viele Abnehmer für ihre Werke zu gewinnen. Auch sie hatten also Anteil an Verbreitung und Ausformung des Wahns. Zusätzlich dürften solche Bilder die Phantasie der Leute noch angeregt haben.

Die Wirkungszeit Albrecht Dürers (1471-1528), des großen Nürnberger Meisters, begann fast gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Hexenhammers (1487). Einige seiner Kupferstiche haben Hexen und Teufel zum Inhalt.

Der Stich „Die vier Hexen“ (1497) zeigt eine Gruppe nackter Frauen, zu denen durch einen Türspalt das Antlitz des Teufels hereinschaut⁸⁾. Der dämonische Bereich des Hexenwahns läßt sich dabei erahnen. Jedoch fehlt den Frauengestalten das hexenmäßige Aussehen. Dagegen läßt ein anderer Stich von 1500/1505 ganz deutlich eine Hexe erkennen⁹⁾. Ein altes häßliches Weib sitzt verkehrt auf einem Bock und fliegt mit wehenden Haaren durch die Luft. Dies entnahm Dürer wohl den Theorien des Hexenhammers, wonach im Teufelsreich alles umgekehrt wie in der natürlichen Welt vorgeht. In ihrer rechten Hand trägt sie einen Spinnrocken. Hinter der Hexe sehen wir ein entstehendes Hagelgewitter. Damit griff Dürer den aus alter germanischer Zeit überlieferten Glauben an das Wettermachen der Hexen auf. Selbst die Lehre vom Incubus ist in seinen Kupferstichen vertreten¹⁰⁾. So zeigt der Stich „Der Tod“ (1494/95) einen männlichen Teufel in menschlicher Gestalt, der als Liebhaber auftritt. Sein Arm umfaßt die Schulter eines Mädchens, das er mit besitzergreifender Gebärde an sich reißt. Ich schließe mich Waetzoldt¹¹⁾ an, der das Werk „Die Versuchung“ oder „Der Traum des Doktors“ (1497/1499) als weiteren Stich charakterisiert, der dem Hexen- und Teufelsbereich zuzuordnen ist. Auf einem Ofenhocker sitzt ein schlafender Mann, dem ein geflügelter Teufel mit dem Blasebalg ins Ohr bläst. Die Verführungskünste eines nackten Weibes sollen ihn verlocken, wobei nicht ganz klar zu sein scheint, ob dies nur im Traum oder in Wirklichkeit beabsichtigt ist. Denkbar wäre hier, daß die Frau als weiblicher Teufel, als Succubus, auftreten sollte.

Wie ich soeben erwähnt habe, fehlt jedoch Dürers Stichen vielfach das Hexenmäßige, so daß Wölfflins Wort durchaus zutrifft: „Wer eine Walpurgisnachtphantasie sehen will, muß sich an Baldung Grien halten, der so recht in der Gemeinheit des Fleisches schwelgen kann“¹²⁾.

Hans Baldung Grien (1484/5-1545) hat uns über das Hexenthema drei vollendete Kunstwerke und viele Handzeichnungen hinterlassen. Seine Zeichnung „Hexen“ stellt ganz unzweifelhaft echte Hexen dar, wie sie in der Phantasie des Volkes lebten. Wie bei Dürer ein altes, häßliches Weib, rücklings auf einem Bocke sitzend, jagt durch die Lüfte, während am Boden andere Unholde ihre Tränklein brauen).

Neben den künstlerischen Darstellungen gab es aber auch bereits Druckwerke, die sich mit dem volkstümlichen Hexenwesen befaßten. So mußte der Nürnberger Rat den

Verkauf einer mittelbar aus dem Volk entstandenen „Drudenzeitung“ im Jahre 1627 verboten. Ein Druckexemplar ist im Staatsarchiv Nürnberg noch erhalten¹⁴⁾. Wir sehen einen Einblattdruck in Folio mit zwei einfachen Holzschnitten und 25 Versen. Der linke Holzschnitt zeigt das berühmte Bamberger Hexenhaus. Die Verse geben uns einen guten Einblick in den Hexenglauben. Teufelsbuhlschaft, Ausfahren, Vernichtung der Ernte und Tötung von Kindern bilden den wesentlichen Inhalt. Die wichtigsten Elemente des Hexenwahns sind in diesem Pamphlet verarbeitet.

Meine Damen und Herren, unser Streifzug durch das Hexenwesen der Reichsstadt Nürnberg führte uns von den Grundlagen über die Durchführung der Strafprozesse bis zu den Hexendarstellungen in der Kunst und in Druckerzeugnissen. Stets konnten wir beobachten, daß im wesentlichen das weibliche Geschlecht der Hexereiverbrechen beschuldigt wurde. In diesem für die Hexenverfolgungen so wichtigen Punkt unterscheidet sich die Stellung der Frau in Franken nicht von der Stellung der Frauen in anderen Orten. Daß in Nürnberg insgesamt gesehen — mit einigen wenigen Ausnahmen — milder gestraft wurde, ist eine andere Sache.

Anmerkungen

- 1) Dieser Vortrag beruht in wesentlichen Teilen auf Hartmut H. Kunstmann, Zaubervahn und Hexenprozeß in der Reichsstadt Nürnberg, Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte Band 1, Nürnberg 1970, und den dort verarbeiteten ungedruckten und gedruckten Quellen und der angegebenen Literatur sowie auf Friedrich Merzbacher, Die Hexenprozesse in Franken, 2. Auflage, München 1970
- 2) So Merzbacher a. a. O. S. 26
- 3) Staatsarchiv Nürnberg (StAN), Reichsstadt Nürnberg, D-Laden-Akten Nr. 251
- 4) Kunstmann, a. a. O. S. 106 ff
- 5) Kunstmann, a. a. O. S. 54 ff
- 6) Kunstmann, a. a. O. S. 94 ff
- 7) StAN, Reichsstadt Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 224 fol. 72b-73a
- 8) Wilhelm Waetzoldt, Dürer und seine Zeit, 3. Auflage, Wien 1936, S. 177 und Abb. 176
- 9) Waetzoldt, ebd. und Abb. 166
- 10) Waetzoldt, ebd. und Abb. 165
- 11) Waetzoldt, ebd. und Abb. 177
- 12) Heinrich Wölfflin, Die Kunst Albrecht Dürers (bearb. von Kurt Gerstenberg), 6. Auflage, München 1943, S. 88
- 13) Vgl. Merzbacher, a. a. O. S. 11
- 14) StAN, Reichsstadt Nürnberg, B-Laden-Akten S I L 196 Nr. 9

Elisabeth Engelhardt †

„Feuer heilt“

Lesung aus dem gleichnamigen Roman S. 114-122* und Werkstattauskunft zur Hexenthematik

Der Hexenwahn mit den Hexenprozessen läßt sich zeitlich einigermaßen umgrenzen, muß dennoch ungenau bleiben. Zwischen 1232, als Papst Gregor XI. den Dominikanern die Prozedur übertrug, und den letzten Hexenverbrennungen, so 1749 in Würzburg, 1782 in der Schweiz, und in Preußen, genauer in Posen 1793, liegen Perioden relativer Stille und hysterischer Höhepunkte, örtlich verschieden. Die eigentliche große Jagd konzentriert sich auf 300 Jahre, vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, und überzog praktisch ganz Europa. Für kurze Zeit flackerte der Wahn auch in Amerika, Neu-England auf, den

letzten Prozeß führte der Vatikanstaat erst anfangs des 19. Jahrhunderts, doch Anschuldigungen und gerichtliche Nachspiele reichen bis in unsere unmittelbare Gegenwart.

In diesem Roman „Feuer heilt“ werden tatsächliche Geschehnisse und Erdachtes verknüpft. Indes hinkt die Fantasie, wie so oft, hinter der Wirklichkeit her. Noch mit der unsinnigsten Ausschweifung würde man sich keiner Übertreibung schuldig machen.

Aber woher stammen so groteske Anklagen? Handelte es sich um wüste Erfindungen, die tollen Ausgeburten kranker Gehirne? Bevor derartige Tollheiten als Stereotypen, als Routinefragen aufgetischt werden konnten, mußten sie von Beschuldigten, und nicht nur unter Foltren, auch freiwillig, zu Protokoll gegeben worden sein.

Vor einigen Jahren besuchte mich ein Jurist aus Bonn. Sein Hobby: Hexenliteratur. Er fragte mich: Warum haben Sie nicht über eine echte Hexe geschrieben?

Faszinierender Gedanke: Die echte Hexe. Ich würde diesen Roman heute nach anderen Kriterien schreiben. Der Wahn brach ja nicht von ungefähr aus, er hatte Ursachen, die nicht einfach mit Aberglauben erklärbar sind, und es handelt sich nicht um ein Phantom, das von der Kirche unter brutaler Machtanwendung bekämpft wurde. Daß die Kirche ihrer Zeit nicht um ein halbes Jahrtausend voraus war, kann ihr schwerlich zum Vorwurf gemacht werden — sie agierte und reagierte auf der Höhe und mit Methoden dieses Zeitalters. Der Sadismus gegenüber ihrer erklärten Todfeindin und zahllosen Opfern soll damit weder verharmlost noch beschönigt werden. Wir können uns nicht in die Psyche des Mittelalters versetzen, dürfen aber auch nicht vergessen, daß öffentliche Hinrichtungen zu den größten Volksbelustigungen zählten.

Die Verfolgung und Ausrottung der Hexen spielt sich vor einem riesigen Hintergrund ab. Die Holzstöße des Mittelalters lodern vor dem erhabenen und geheimnisvollen Panorama der Mythologie.

Die Hexe begegnet uns im griechisch-römischen, im germanischen Raum, noch nicht als das personalisierte Böse. Sie ist Orakel, Sybille, Priesterin, Zauberin, und genießt höchstes Ansehen als Mittelsperson zwischen Göttern und Menschen, zwischen Toten und Lebenden.

Im Nibelungenlied befragt Hagen, voll böser Ahnungen vor dem Zug nach Ungarn eine Seherin. Das war nicht ungewöhnlich. Fürsten und Heerführer holten sich bei ihnen Rat. Hagen weigert sich, ihre Prophezeiung, daß unter den Recken und Helden der Priester als einziger heimkehren würde, zu glauben. Er verschafft sich Gewißheit, lang bevor sie am Hof Etzels und Kriemhildes eintreffen.

Bei Homer ist die „schöngelockte Kirke“ einmal Zauberin, einmal Göttin. Den Gefährten des Odysseus mischt sie einen Saft ins Essen und verwandelt sie durch Berührung mit einer Rute in Schweine. Dank eines Gegengifts aus der Hexenküche fallen die Borsten wieder ab, Odysseus hat sich wohlweislich bereits vorher mit einem heilsamen Kräutlein präpariert.

Im Alten Testament überliefert uns das Buch Samuel die Episode der Hexe zu Endor. Ich nehme an, sie ist nicht allgemein bekannt. Der Prophet war gestorben, und Saul, ein hochgebildeter, aufgeklärter Mann, von ihm zum König eingesetzt, hatte Wahrsager und Zeichendeuter des Landes verwiesen. Doch in der Stunde schwerster Bedrohung, als nämlich das Philisterheer anrückt, ist er nicht mehr der aufgeklärte Monarch, sondern ein verzweifelter Mensch, der sich bei seinen Knechten nach einer Wahrsagerin erkundigt. Natürlich kennen sie eine, die Hexe von Endor. Verkleidet, in aller Heimlichkeit sucht er sie auf. Die biblische Parallele mutet uns gar nicht so fremd an — das Zwielficht der Heimlichkeit und womöglich Anonymität gehört seit eh und je zum Geschäft. Das Medium, die Bibel nennt sie Totenbeschwörerin, erkennt Saul und sorgt vorerst für ihre eigene Sicherheit, bringt ihm dann den Geist Samuels herauf. So erfährt er die Niederlage Israels, den Tod seiner Söhne und seinen eigenen Tod.

Der Zusammenstoß zweier Welten, Christentum und Naturreligion, brachte die eigentliche Hexe hervor. „Die Hexe“, schreibt der französische Autor Michelet, „ist aus der Verzweigung entstanden“. Beide Definitionen schließen einander nicht aus.

Die Seherin der Vergangenheit wird in den Untergrund gedrängt. Vorbei sind die Zeiten der „mythologischen Mütter“. Überliefert werden die bösen, häßlichen, zahlosen Hexen der Märchen, Shakespeares greuliche Hexen, Hexengesindel aus „Faust“ — es bleibt kein gutes Haar an der Verfeimten. Während ätherische Feen und Elfen vom Himmel steigen, entstammt die Hexe der Erde, sie ist irdisch durch und durch. Und sie unterscheidet sich von der Seherin oder Wahrsagerin in einem ganz wesentlichen Punkt: Wo die eine das Geschick nur vorhersagt oder deutet, gestaltet sie das Schicksal selbst.

Sie versteht sich nun erst recht als Priesterin der Natur. Tatsächlich ist sie der einzige Arzt und Apotheker des Volkes, und es ist nicht ohne Pikanterie, sich vorzustellen, daß es heute ohne die Ausrottung der Hexen wahrscheinlich keinen Ärztestand gäbe, sondern praktizierende Hexen. Von allem Undank, den die Welt zu vergeben hat, erhielt sie gewiß den schönsten.

Nie wurde ein weibliches Wesen mehr geliebt, mehr gehaßt, verehrt und verachtet, verflucht und gesegnet als die Hexe. Tagsüber ausgestoßen, gemieden, und nachts heimlich aufgesucht, am Ende verbrannt, geht sie durch ein Martyrium ohnegleichen.

Während die Kirche das Leiden bejaht, bejaht sie das Leben. Sie weiß, daß gegen jede, fast jede Krankheit ein Kraut gewachsen ist, und macht sich bewußt die mächtigste Institution der damaligen Welt zum Feind. Sie lehnt sich gegen die herrschende Weltordnung auf. Da Gott nur Trübsal, Angst und Plagen verhängt, wendet sie sich konsequenterweise an seinen großen Widersacher, und prompt wird ihre Heilkunst, ihr ungeheueres Wissen um die helfenden, aber auch tödlichen Gifte der Natur als Zauberei, als Teufelswerk verdammt.

Die heidnischen Dämonen waren vertrieben — und geblieben. Sie wohnen im Wind und im Sturm, in Gewittern und Nebeln, an Flüssen, Quellen, in Eichen, Weiden, im Hollerbusch, auf Kreuzwegen, Friedhöfen, im Wald, in den Bergen, auf der Heide, am Herdfeuer, im Stall. Die Bäuerin geht brav zur Kirche, doch sie würde es nie mit Holden und Unholden, mit Hausgeistern und Dämonen verderben. Ihr Dasein ist erfüllt von Ängsten. Kirche, Kloster, Burg bewahren weder vor Krankheit, Mißernten, Unglück im Stall noch vor Unglück überhaupt. Die einfachen Leute lernten, daß der höchste Herr der Christenheit nur die Reichen beschützte, den Reichen half, die Armen hatten sich geduldig mit einem besseren Jenseits zu trösten.

Doch es gab ja die Hexe. Sie hauste, hier dürfen wir den Märchen glauben, im Wald, bei ihren Kräutern, wahrscheinlich nicht im tiefsten Wald, aber doch abgesondert, in jeder Beziehung am Rand.

Mittelalter, so pauschal der Begriff hier gebraucht wird, bedeutet allerdings auch, daß jedes Jahrhundert sich vom vorigen unterschied, nur Armut und Schmutz, mangelnde Hygiene durch Körperfeindlichkeit bedingt, hielten unverändert an: Die Geißeln des 13. Jahrhunderts hießen Aussatz und Syphilis, im 14. tobte der Veitstanz oder Epilepsie, und immer wieder Pest und Cholera, Blattern, Pocken. Behaftet mit Geschwüren und Ausschlägen kamen die Unglücklichen und verlangten Hilfe, Heilung von der einzigen, die helfen konnte. Daß die so Entstellten bereit waren, mit allem zu bezahlen, was in ihren Kräften stand, versteht sich von selbst. Ob die Verfeimten nun aus Mitleid oder Habgier ihre Hexenkräuter zusammensuchte an verwunschenen Stätten bei Mondschein — und letzteres hatte sicher nichts mit Romantik oder Poesie zu tun, allenfalls mit Magie, die Nacht war nötig, um nicht vom erstbesten Zeugen dem Henker ausgeliefert zu werden, ihr blieb keine Wahl, als zu tun, was man von ihr verlangte: Heilen um den Preis ihres Lebens. Wer aber mächtig genug war, zu heilen, konnte damit ebenso Schaden zufügen. Es gehört wenig Fantasie dazu, sich die braven Bürger und Bauern vorzustellen, wie sie, neidisch, begehrlieh, untereinander zerstritten dem andern eins auswichen oder ihn gar aus dem Weg geräumt haben wollten. Es wäre naiv, anzunehmen, die Hexe benutzte ihre Kenntnisse der Pflanzen ausschließlich zum Wohl der Patienten, gleich, ob Mensch oder Vieh. Sie gebrauchte ihre Macht. So unheimlich dem wundergläubigen Volk diese Zauberkünste erscheinen mochten, so leicht fiel es

ihnen, die Hexe oder das Kräuterweib unter Druck zu setzen. Es klingt paradox: Sie war den Hilfesuchenden ausgeliefert auf Gnade oder Ungnade, doch gerade die erbarmungslose Verfolgung stellte das Gleichgewicht wieder her. Fast jeder andere konnte in den Strudel des Untergangs der einen mitgezogen werden. Es leuchtet ein, daß die Ausgestoßene dieser Gesellschaft gegenüber nicht gerade freundliche Gefühle hegte. Sie rächte sich auf ihre Art, auch ohne verrirrte Kinder in den Backofen zu stecken.

Eine seltsame Rache, falls dieser Begriff angebracht ist. Ich gebrauche ihn, weil das unergründliche Rätsel „Hexe“ ihn zuläßt; seltsam, weil auf der anderen Seite ein Opfergang steht, wie er an sich der christlichen Lehre zugrundeliegt. An diesem Weg der Qualen und Schmerzen brennt die wohl tragischste Gestalt der europäischen Geschichte, die Hexe. Denn so einfach, wie es sich unsere Lexiken und Geschichtsbücher machen, ist es nie gewesen. Wir haben es nicht allein mit geschundenen Kräuterweiblein zu tun — doch wo bleibt die Hexe, die Zauberei?

Auch die Hexe hatte ihre Messe, ihren Altar unterm freien Himmel, und verteilte ihre Hostie an ihre Gläubigen bei der Schwarzen Messe, beim Sabbat.

Ich sprach von der Angst vor Dämonen, bösen Geistern, die den mittelalterlichen Menschen bedrückte, wahrscheinlich viel ausgeprägter als je zuvor und jemals wieder. Auch die Hexe lebte mit Ängsten, aber sie nahm die Herausforderung an. Sie wagte den Schritt ins Zentrum des Unheimlichen, faustischer als Faust, denn sie zahlte den vollen Preis: Leben und Seligkeit. Sie besaß die Tollkühnheit, ins Reich der Finsternis einzudringen, als Herrin, als Gleiche — nicht als Magd, und mit Halluzination, Suggestion, ist nur erklärt, was ohnehin erklärbar ist.

Der Mann war Leibeigener — doch die Frau war Leibeigene des Leibeigenen, rechtlos, das Allerletzte, und außerdem „unrein“. Der Monatszyklus spielte eine erhebliche Rolle. Im Zeichen übersteigter Marienverehrung befremdlich, aber nicht so paradox, wie es auf Anhub scheint. In der jungfräulichen Geburt als Symbol der Reinheit, suchte und fand die mittelalterliche Sehnsucht einen Inhalt und tiefen Sinn. Je rigorosier die Verachtung des Leibes und dessen Vernachlässigung, umso reiner die Seele. Unwissenheit über die biologische Funktion der Blutung machte einen Makel daraus.

Wer den Frauen im Kindbett beistand, war vor allem die Hexe. Keine Frau hätte einen Mann als Helfer oder auch nur als Zuschauer geduldet.

Irgendwann haben unsere Ur-urahren unter der Assistenz einer Hexe das Licht der Welt erblickt! Zuneigung, Liebe, Zeugung, Geburt, auf diesem Feld war die Hexe daheim, als Verbündete der Liebenden und als Hebamme. Wie der Chirurg, ursprünglich ein gefürchteter Leuteschinder, der seine Opfer mit Säge, Beil und Messer tranchierte, seine Kunst beim geschicktesten Knochenein- und -ausrenken, dem Henker lernte, so geht der Beruf der Hebamme auf die Hexe zurück. Noch bis in jüngste Zeit wurde die Hebamme bei uns „weise Frau“ genannt. Weise Frau, also kluge, gelehrte Frau, war die freundliche oder furchtsame Umschreibung des bösen Wortes Hexe. Anderswo nannte man sie auch recht hintergründig „Belladonna“, schöne Frau, und so hieß ihr Lieblingsgift, die Tollkirsche. Sie selbst galt übrigens als unfruchtbar. Wahrscheinlich setzte sie keine Nachkommen in die Welt, um ihnen das eigene, düstere Schicksal und Ende, über das keine Unklarheit herrschte, zu ersparen. Offensichtlich wurden aber in dieser Hinsicht im Lauf der Zeit neue Erkenntnisse gewonnen, die Hexenjäger ließen sich nicht von dieser angeblichen Tatsache beeindrucken: Kinder wurden zusammen mit ihren Müttern verbrannt. Bevor wir in Abscheu vor soviel Barbarei ausbrechen, sollten wir uns erinnern, daß in den Gaskammern weit mehr Kinder mit ihren Müttern bzw. Eltern ermordet wurden.

Nachwuchs für die Hexe, Zauberlehrlinge, gab es auch so. Ausschlaggebend waren soziale und emotionale Gründe, Armut, Rebellion, kann sein, weibliche Neugierde.

Um das zu verstehen, muß von der dominierenden Stellung des Mannes ausgegangen werden. Wenn die Faustregel stimmt, wonach auf einen Zauberer 10000 Hexen kommen, ist sie die einzige Aufständische unter den Geduckten. Wo die Kirche Almosen spendet, praktiziert sie Liebe, in Abgründen des Elends Liebe, aber auch Haß.

Sie versteht sich bewußt als Werkzeug des Teufels, als feste Größe im höllischen Reich. Sie verschreibt ihre Seele dem Luzifer und nimmt Schlimmeres auf sich als Elend, Schlimmeres als den Tod — die ewige Verdammnis. Es war ein ungleicher Kampf, auf den sie sich einließ: Die Braut des Teufels gegen den Mann Gottes. Dementsprechend war die Braut Christi, die Nonne, stets bevorzugtes Ziel ihrer Hexenkünste. Durch die Nonnenklöster tobte die Jagd dann auch wilder als anderswo. Caesarius von Heisterbach, geboren 1180, ein Zisterzienser-Prior, erzählt, wie eine Nonne im Schlafsaal öfters vom Teufel belästigt wurde. Sie vertrieb ihn mit kräftigen Watschn. Einmal stürzt sie, als ihr ein männliches Wesen begegnet, vor Schreck die Treppe hinunter. Die Aufregung im Kloster ist so groß, daß die Äbtissin krank davon wird. Die couragierte Schwester schließt indes ihren Bericht an den Prior mit den Worten: „Wenn ich gewußt hätte, daß es der Teufel war, und kein Mann, würde ich ihn noch einmal mit einer tüchtigen Ohrfeige bedacht haben . . .“.

So harmlos gings nicht immer zu. Wie der Hebamme, wie der heimatlosen Zigeunerin, widmeten sich Hexenriecher und -richter der Nonne mit besonderer Aufmerksamkeit. Es wurden übrigens mehr schöne junge, als zahnlöse alte Hexen verbrannt.

Wahrscheinlich traf sich anfangs nur ein Häuflein Verschworener nachts im Wald, auf der Heide. Was es zu erleben gab, den Rausch der Glückseligkeit, sprach sich herum. So zogen die Bewohner der Gehöfte, ganzer Dörfer, Männer, Frauen, Kinder, zum Sabbat hinaus.

Die Hexe verwaltete ihr Mysterium so selbstverständlich wie der Priester seines — in parodistischer Umkehrung christlicher Riten. Der Teufel war anwesend in Gestalt eines schwarzen Tieres. Schwarze Hunde, schwarze Katzen, Ziegenböcke endeten folgerichtig wie ihre Herrin, auf dem Scheiterhaufen. Das Agnus Dei wurde in Verhöhnung Jesu gesprochen, die Hostie gereicht, Fladen aus der Hexenküche. Über deren Zusammensetzung gibt es abenteuerliche Versionen. Ob sie neben den obligatorischen Hufspänen auch zermahlene menschliche Knochen enthielten — die Hexe soll skelettierte Leichen ausgegraben haben, kann ich nicht sagen, sicher befanden sich das giftige Bilsenkraut und Gifte der Tollkirsche darunter. Im Verlauf der Orgie sollen die Köpfe von Kröten, die als giftig galten, abgebissen worden sein. Der Teufelspakt wurde mit Blut besiegelt, Gott feierlich gelehugnet. Daß er nicht mit Donner und Blitz auf die Lästernden herabfuhr, galt als Beweis, daß der Teufel hier mächtiger war. Wir kennen von Naturvölkern die Ekstase kultischer Tänze. Hier schenkte der Tanz Vergessen, Brüderlichkeit, Hingabe inmitten von Verworfenheit. So war man präpariert und eingestimmt auf das, was wir heute Rauschgiftparty nennen, den Horror-Trip oder Trip in den siebenten Himmel des Glücks. Dem Ritt zum Drudenstein oder zum Blocksberg, und nicht nur in der Johanni-Nacht oder Walpurgisnacht, wann und wohin sie wollten, auf Besenstielen durch den Schornstein hinaus, auf Ziegenböcken oder Krähen oder vom Wind getragen, diesem Ritt stand nichts mehr entgegen. So sahen sie sich selber, frei von Sorgen und Plagen, von Zwang und Angst, schwerelos, zu Tausenden in der Luft.

Bei den Ermittlern bedurfte es keiner Folter, um Geständnisse zu erreichen. Die schwächeren Teilnehmer solcher Höllentrips plauderten ihre Erlebnisse aus, vielleicht als reuige Sünder, entsetzt über die eigene Vollkommenheit. Dem Entzug der Droge folgte der Zusammenbruch. Diese echten Geständnisse, verbunden mit unvorstellbarer Dämonenangst, lösten den Wahn aus. Denunziation aus Neid, Haß und echter Furcht, und eine erbarmungslose Maschinerie, die unersättlich neue Namen forderte, erhielten ihn am Leben. So wurden beispielsweise in Würzburg bei 8000 Einwohnern in einem einzigen Jahr 1200 Hexen verbrannt.

Wer glaubt, die Reformation hätte eine Wende zum Besseren gebracht, wer glaubt, in evangelischen Gebieten wäre es anders gewesen, der irrt. Luther hätte als Letzter dem Teufel eine arme Hexe geschenkt.

Es gab zaghafte Stimmen, die zur Mäßigung und Vernunft rieten. Hungersnöte drohten, da blinder Eifer ganze Dörfer entvölkert hatte. Es war ein Mann der Kirche, der

sich als einer der ersten gegen den Irrsinn wandte, Jesuitenpater Spee von Langenfeld, einige Jahre Beichtvater der Hexen, die längst keine mehr waren. Die Frauen faßten Vertrauen zu ihm, beschworen ihre Unschuld. Er spürte, daß sie die Wahrheit sagten und versuchte auch, ihnen zu helfen. Das Ergebnis war niederschmetternd. Im erneuten Martyrium der Tortur gestanden sie wie gehabt, nach dazu, daß sie ihren Beichtvater belogen hätten. Spee mußte einsehen, daß er so nichts erreichte. Er verfaßte 1630 seine „Cautio criminalis“, aus guten Gründen unter Pseudonym, es wäre ihm kaum besser ergangen als jenen, für die er sich einsetzte.

Doch es hat sie gegeben, die Hexe, kühner, intelligenter, einsamer als ihre Zeitgenossen, und sie lebt weiter, böse und häßlich in den Märgen, zur Drud degeneriert, und leichthin als nicht existierend erachtet. Unter finsternen Hinterwäldlern geht noch gelegentlich einen Raunen um, als Parodie blieb sie bis heute erhalten, wenn sie immer wieder ausgetrieben, verspottet, verbrannt wird mit Krach und gräßlichen Fratzen zur Fastnacht. Das Volk, dem sie einmal beistand in Not und Erniedrigung, wußte ihr keinen besseren Dank. Die rebellische Seele des Mittelalters hätte doch wohl mehr Ehre verdient.

* Elisabeth Engelhardt, Feuer heilt, Roman, Zürich (Flamberg) 1964

Inge Meidinger-Geise

Literarische Frauenprofile in Franken

Der meistgelesene Roman mit fränkischem Kolorit wurde von der Stuttgarterin und Gattin eines Theologieprofessors, Agnes Günther, geschrieben und erschien nach deren Tod 1913 in über hundert Auflagen mit dem Titel „Die Heilige und ihr Narr“. In diesem plüschig-aufregenden Buche, das das alte Märchenmotiv von der bösen Stiefmutter verwebt mit Tochter-Unschuldstragik und der Treue eines armen, durch seine Malkunst berühmt werdenden „Ruinengrafen“, der das kurze Leben seiner Kindfrau stützt und seligmacht, lebt alle altfränkische Romantik von Burg und Wald, hehren Gestalten und einer Ahnfrau, die man der Hexerei verdächtigte, leben die zopfigen und rebellischen Spannungen der Standeswelt, in die der Künstler einbricht, und lebt die Frauensehnsucht, beides wieder harmonisch zu vereinen. Das adelige Märchenmodell einer bürgerlichen Schreiberin aus der deutschen Bildungswelt läßt bezeichnende Quellen aufspringen, rührt die Herzen, verklärt eine ohnehin für Verklärung geschaffene Landschaft der romantischen Wald-Dörfer-Burgen- und Städtefülle so sehr, daß es als fragwürdige Overtüre erscheint bei der Tatsache: Es gibt erstens wenige und zweitens zumeist erst mit unserem Jahrhundert wirksame literarische Frauenprofile in Franken. Gemeint sind ja damit Persönlichkeiten, denen es gelang, ihrem Namen und ihrer Leistung über die Region hinaus Geltung zu verschaffen.

In Wolfgang Buhls Sammelwerk „Fränkische Klassiker“ mit differenzierten Autorenporträts finden wir überhaupt nur zwei Frauen, deren Wirken und Werk für Kenner lebt, im übrigen aber sozusagen kulturhistorische und literarhistorische Konserve wurde: Die Nürnberger Mystikerin Christina Ebner (1277-1356), deren Demut und eigenwillige geistige Kraft gleichermaßen genannt werden, ferner die einzig bedeutsame Dichterin des deutschsprachigen Barock, die Österreicherin und Protestantin Catharina von Greiffenberg (1633-1694), deren Freund der in Nürnberg ansässige Landsmann Sigmund von Birken, als Nachfolger von Harsdörffer Präses der Nürnberger Pegnitzschäfer-Dichtergesellschaft war. In Nürnberg wurden die Gedichte der Catharina gedruckt. Die angeführten Proben verraten als Lob- und

Preisgesänge der Schöpfung eine natürliche Verquickung von Bildhaftigkeit und geistig-geistlicher Aussage. 1663 emigriert die junge Adelige vor den Türkeneinfällen nach Nürnberg, heiratet ihren weit älteren Onkel, arbeitet weiter an ihrem zeitgemäß religiös bestimmten Werk „Sieges-Seule der Buße und Glaubens/wider den Erbfeind Christlichen Namens“ — gemeint sind damit auch die Türken. Nur wenige Jahre war die Dichterin in Nürnberg, aber es blieb ein reger Briefwechsel mit Sigmund von Birken, ein Zeitdokument! Auch besuchte die in Pflichten in Österreich eingespannte Frau immer wieder ihre Nürnberger Freunde. Nach dem Tod ihres Mannes siedelt sie 1680 endgültig nach Nürnberg über, wo man sie 1694 auf dem Johannis-Kirchhof begräbt, eine gelehrte Frau, die wohl Grund hatte, in die gelehrt-poetischen, der deutschen Sprache und ihrer Pflege dienenden Zirkel Nürnbergs zu kommen. Ein Stück Landesgeschichte ist in diesem Faktum eingefangen: Nürnbergs geistige Bedeutung schloß damals literarisches Leben ein. Man kam von draußen dorthin. Drei knappe Jahrhunderte später ist es umgekehrt, auch bei den fränkischen Literatinnen — man lebt und wirkt größtenteils in den modernen Weltstädten — Claire Goll, Gisela Elsner oder Angelika Mechtel sind Beispiele.

Wenden wir uns einem anderen Sammelwerk zu: In der von Hermann Gerstner in neuer Bearbeitung herausgegebenen Anthologie „Fränkische Dichter erzählen“ finden wir wenige markante Literatinnen Frankens, gar Dichterinnen. Die Auswahl scheint vorsichtig, vielleicht sogar zufällig. Achtunddreißig Beiträge, davon fünf von Autorinnen — wobei Elisabeth Engelhardt, eine der fränkischsten und bedeutsamsten, fehlt.

Meine eigenen Unternehmungen erhellen ebenfalls die Lage: In meiner 1968 herausgegebenen Anthologie „Texte aus Franken“ findet man Elisabeth Engelhardt und Gretl Zottmann, zwei in ihrer Eigenart bei allen Unterschieden vertretbare Autorinnen, denen ich mich als in Franken seit 1943 lebend hinzugesellte im Kreise von zwanzig Autoren. Das Zahlenverhältnis nahe an eins zu sieben scheint bezeichnend für eine ohnehin literarisch nicht üppige Region. Die Gründe hierfür müssen immer wieder gesagt werden: Zersplitterung in kleine und oft durch die ländlich-marktfelechnhafte Lage selbstzufriedene, sich bescheidende literarische Inseln, bei denen heimat- und geschichtsgebundene Themen oder freundlich empfindsames Werkeln im Sog allgemein liebenswerter Gebrauchsliteratur voransteht; der Mangel an Maßstäbe setzenden, das Draußen suchenden literarischen Zirkeln; der Mangel an Publikationsbereichen, die tatsächliche Ansprüche stellen oder erarbeiten auf der Basis von Zeitungen, Zeitschriften, das Fehlen von Verlagen, die es durchhalten können, sich der Literatur jenseits literarischer Gefälligkeiten zu widmen. Franken, die kunstfreundlich kunstgewerbliche Landstube, Bürgerstube, es ist für kämpferische Fronten immer wieder zu intim, fast behaglich, es ist der Boden aber für Gruppen und Grüppchen mit ihrem Selbstbewußtsein und auch ihren Intriguen, ein bißchen nach Manier Beckmessers. Auch mein großes fränkisches Lesebuch „Ohne Denkmalschutz“ von 1970 spiegelt aufschlußreich: Neun Autorinnen unter sechsundfünfzig Autoren — also fast wieder derselbe Maßstab. Hier in dieser breit angelegten Anthologie stehen gerade eben verstorbene Autorinnen wie Olga Pöhlmann und fehlen die wenige Jahre später auftretenden jüngeren und jüngsten Namen, etwa Helga Piccon-Schultes. Auch starb inzwischen Gretl Zottmann, es verstummten Thea Schulze-Binkowski und Irma Traud Tzschuschner, es tritt gleichsam am Ort ohne maßgebliche Publikationen Margarete Zschörnig. Die sogenannte Prominenz wie Gisela Elsner beteiligte sich nicht, antwortete nicht. Die fleißige und vielseitige Irene Reif hatte ihren fränkischen Durchbruch als Reiseschriftstellerin noch nicht vollzogen, die kurze konzentrierte Arbeit am Erkennen vertretbarer literarischer Maßstäbe im Verband fränkischer Schriftsteller, wie sie Willy Reichert begonnen hatte und Alo Heuler fortsetzte, ergab sich auch erst nach diesem Unternehmen in breiterer Weise. Was will ich damit zeichnen? Abermals die Lage des Unzentrierten, Zufälligen, das Gebot des Aufspürens, des Vorläufigen immer und hier in einem solchen Landstrich besonders.

Man muß fragen: Was ist denn nun Frauen-Literatur in Franken? Gibt es nicht eben nur eine gute und eine schwache Literatur und kann man da noch mehr eingrenzen, sozusagen nach Autoren und Autorinnen? Es ist in jedem Fall gerade wegen der Schmalheit und des Gehemmtens der Spuren aufschlußreich, die wenigen Vertreterinnen der Literatur in Franken im Hinblick auf Allgemeinstrukturen zu betrachten. Sie sind erst eigentlich da mit diesem Jahrhundert frühestens, eher im Verlauf seiner Jahrzehnte. Sie kommen aus guten Bürgerhäusern. Diejenigen, die ein immerhin umfangreiches komplettes Werk darbieten wie Sophie Hoehstetter, bleiben unverheiratet wie ihre außenseiterische Wesensschwester Elisabeth Fürst. Den Normalfall verheirateter Bürgerfrauen bilden die herzlich volksgenähert tönenden, ihr Handwerk marktfrauentüchtig verstehenden, dabei aber seriös arbeitenden kontaktfreudigen Autorinnen wie eben die verstorbene Gretl Zottmann oder Irene Reif oder die geschickte Kurzprosaistin Margarete Zschörnig, dazu die gemüthafte Sudetendeutsche und Franken als zweite Heimat deklarierende Gertrud Hanke-Maiwald. Die Jungen und Jüngerer haben es schwerer, sie sind Hausfrau und Mutter und wissen ohne Hochmut um eine Begabung, die eigentlich Spielraum und Ruhe und auch Freiheit zur Entfaltung braucht: Irmaud Tzscheuschner und Helga Piccon-Schultes sind für den aufmerksamen Beobachter der Szene, für den auf neue junge Impulse im weiblichen Literaturbereich Frankens an Ort Hoffenden gebagte Sorgenkinder, Atemlose an der Grenze des nur noch für sich Arbeitens. Die zu Ruhm und literarischem Schicksal gelangten Fränkinnen jenseits Frankens wie die verstorbene Nürnbergerin Claire Goll und die junge Nürnbergerin Gisela Elsner machten sich jenseits der Stadtmauern frei für diese ihre Arbeit. Rebellen kleineren Maßstabs, die mit ihren Arbeitsansätzen neugierig machten, wie etwa die in Nürnberg ansässig gewordene Hannelore Klimsch oder die sozialengagierte Thea Schulze-Binkowski weisen keine Texte mehr vor. Was aus der naiv wortverkrampften und Band für Band herausgebenden Lyrikerin Resi Brockmann aus Erlangen wird, ob sie bei dem Lob, das man ihr gibt und das der über Provinzkränze hinausgreifende Kritiker nicht teilen kann in diesem Maße, einmal wirklich zu sich entwickelnder Sprache kommt, muß man abwarten. Auch sie, Resi Brockmann, strebt aus ihrer gutbürgerlichen Hülle in künstlerische Zugluft. Ich rede davon, weil ich angesichts der besonderen fränkischen Lebens- und Literaturstruktur meine, hierzulande ist das Ausbrechen in eigene Ausdruckskraft ein wahrer Kraftakt, auch was die nötigen existenziellen Konsequenzen betrifft. An Nachwuchs tut sich in den kleinen Gesellschaften und Autorengrüppchen einiges im Rahmen jener Handschriftenübungen und heutigen oft notvollen Ichbezogenheiten, über das man noch nichts weiter sagen kann. Es sind die allerorten, wo Universitäten und Gesprächsfelder bestimmter gleichgesinnter junger Menschen leben, sich aufbauenden Zirkel und Austauschzentren für Geist und Gefühl, durch die sich dann echte Begabungen schnell hindurchfinden. Gegenüber denen allen und dem allen haben der Name und die Person von Elisabeth Engelhardt besonderes Gewicht. Sie steht als Autorin, landgebürtig im Schatten der Noris, frei und unfrei zugleich in ihrem künstlerischen Doppelleben, dem Brotberuf als Bühnenbildnerin und dem Schreiben, für sich und scheint rundum ein Modellfall für fränkische literarische Möglichkeiten bei allen fränkischen Begrenzungsfakten literarischer Entfaltung. Fast erhebt sich hier wieder ein seltsames intimes Zahlenspiel — eine Autorin gegen eine Handvoll, eine Bedeutsame gegen ein paar im Laufe der Jahrzehnte Bedeutsame. Ich sage das bewußt auch im Hinblick auf die erwähnten Namen draußen in der Welt. Ich sage es auch bewußt gegenüber so liebenswürdig aufgebauten Grenzfällen wie dem der längere Zeit in ihrer Jugend in Würzburg lebenden, in Dresden geborenen, jetzt lange schon bei München ansässigen Angelika Mechtel, die man zuweilen wegen ihrer gebliebenen Kontakte zu fränkischen Literaten wie etwa Ingo Cesaro ein bißchen für die Region mitpachten will und der man ja auch den Nürnberger Förderpreis 1970 gab. Alles in allem: Bei so überschaubarer Skala der Namen und Leistungen drängt sich die Frage nach literarischem Eigenprofil im strengen Sinne doppelt auf und läßt es nur zu, ein paar Persönlichkeiten im regionalen und

ausstrahlenden Zusammenhang zu zeichnen.

Von einer der meistgelesenen, erfolgreichsten und doch nicht in den großen Literaturgeschichten zu findenden fränkischen Autorinnen weiß man heute kaum noch in Leserkreisen: Dabei war Sophie Hoehstetter 1973 erst hundertjährig; dabei haben über dreißig Bücher, vor allem Romane und Novellen, in namhaften Verlagen erscheinen können. Es mag nicht nur unsere immer schneller lebende und wegwerfende, auch Literatur in Wegwerfmanier gebrauchende und fallenlassende Zeit sein, die diesen Namen literarisch einfrieren ließ. Es mochte auch die für die neuzeitliche Frauendichtung traditioneller Prägung, für die schreibenden Bürgertöchter zumeist so bezeichnende Bildungsthematik sein, die hier schließlich und vorerst abgetan wurde. Heimatliche Landschaft und Geschichte — von Agnes Miegel bis Ricarda Huch wechseln da nur die Dimensionen, konstant bleibt diese Vorliebe. Sophie Hoehstetter muß hier in ihren Maßen genannt werden. Diese Maße heißen fränkische Realität der Landschaft, der Leute, der Ereignisse, können kaum magisch übergreifen in Geschichtsschau wie bei der Miegel, können kaum zu der sprachlich-geistigen Leistung einer Ricarda Huch führen. Jedoch lebt das erzählend-unterhaltende Werk dieser Frau nach ihrem Bekenntnis aus einer dichterischen Grundhaltung, nämlich der Erinnerung, die hier fixiert ist auf fränkische Zusammenhänge von Land und Leuten. Ein Kind des jungen deutschen Reiches, eine geistige Mitstreiterin der Frauenbewegung, eine Literatin, die die Werke anderer las (und das ist gar nicht so häufig, wie der Laie meint!), blieb diese Erzählerin elastisch genug, Werk um Werk nach ihrer Manier darzubringen und eine Lesergemeinde, auch über Franken hinaus, was damals mehr bedeutete als heute, sich zu gewinnen. Nicht immer lebte die Hoehstetter in Franken. Das benachbarte Thüringen und vor allem Berlin wurden Stationen. Auch dies gehört zum Bilde dieser aufgeschlossenen Fränkin, die in Pappenheim, ihrem Geburtsort, schließlich nicht erleben mußte, daß sie ihr Wirken überlebte. Im Werk der Hoehstetter tauchen immer wieder Frauengestalten auf, die versuchen, gegen die Konvention zu leben mit ihrem Herzen. Auch setzt diese Autorin ihr Wissen um fränkische Geschichte und Wesenheit um in die Spannungen zu anderen Landstrichen und Geschichtsläufen. Das macht diese Bücher angenehm offen, wobei sie nicht den Anstrich der Edel-Menschlichkeit ausblassen lassen. Der Roman um Friedrich den Großen und seine Lieblingsschwester Wilhelmine ist heute noch lesbar, verknüpft geistig Preußen mit Franken. Daß diese Frau mit dem 1924 veröffentlichten Roman „Das Kind von Europa“ dem fränkischen bitteren Mythos und der Realität Kaspar Hauser auf ihre Weise, nämlich die Tragik der Unschuld im Ränkespiel aufdeckend und Nürnberger und Ansbacher Volksseele zeichnend aus bestem Wissen, Referenz erwie, läßt ihren Namen in der Sparte der einschlägigen Romanwerke vergleichsweise interessant bleiben, zumal die Dichterin das Motiv des Unbekannten in höfischer und humoresker Manier nochmals in ihren einzeln sehr lesbaren „Fränkischen Novellen“ zwiefach aufgreift. Man sollte auch nicht vergessen, daß Sophie Hoehstetter eine der zauberhaftesten Novellen um den Erlanger „Hugenottenbrunnen“ schrieb: Vergangenheit und Gegenwart, die hugenottische Rokokodame und der verliebte Student, der im Kriege 1870/71 gegen Frankreich fällt, verbinden sich in der bildhaften sandsteinverwitterten Gestaltenpyramide der Revenants. Die drei Bände der fränkischen Novellen mit dem Titel „Mein Freund Rosenkreutz“, „Das Erlebnis“ und „Der Weg nach Sanssouci“ sind ein Dokument fränkischer Frauendichtung, verstärken das Profil der Sophie Hoehstetter, die einmal eine ihrer Gestalten sagen läßt: „Ich liebe den Elan alter Geschlechter, der schöne Form ist, und ich liebe den Aufstrom, der Revolution ist. Wo das Herz aufhört, hört mir das Leben auf“. In großartige Nähe zu Jakob Wassermann rückt die Erzählung von dem liebenden und ihren diebischen hugenottischen Freund mit dem Tode deckenden Judenmädchen aus Fürth, betitelt „Rebekka Elkan“. Hier lebt in allen Spannungen fränkisches Milieu der Zeiten vor dem tödlichen Umbruch durch die beiden Weltkriege literarisch bleibend auf. Ina Seidel sagte zu solchen Arbeiten der Hoehstetter „Das Land — Franken — ist erfaßt wie lebendige Individualität“.

Ich muß gestehen, daß mich der Zauber der Reichsstadt Nürnberg und ihres Umlandes, daß mich das Fluidum der kunstsinnig-kunstarbeitenden Noris als junges Mädchen in Berlin traf bei der Lektüre eines kulturhistorischen Romans, der weit verbreitet war und heute abermals noch als Dokument, aus liebevollen Studien an Ort erwachsen und mit Einfühlbarkeit aufgebaut, erlebbar bleibt: Olga Pöhlmanns Roman „Maria Sibylla Merian“. Olga Pöhlmann, wenig jünger als Sophie Hoehstetter (geboren 1880 in Kitzingen und gestorben 1969 in Nürnberg) hat ihren Romanen zumeist historische Studien zugrundegelegt. Daß sie in der außergewöhnlichen Insektenforscherin und Kupferstecherin Maria Sibylla Merian ein Modell der wahren Emanzipation gab und zugleich durch die Schilderung von deren Leben als Frau Graff in Nürnberg ein lebhaftes Stadt- und Wesensbild des Ausgangs vom 17. Jahrhundert, daß sie darüber hinaus eine Epoche in ihren geistigen und religiösen, auch sektiererischen Zügen erfaßte, stellt sie in die Reihe der traditionell befähigten Frauendichtung Frankens. Die Frische, ja die Herzinnigkeit dieses Romans — einen solchen Ton erreichte die Pöhlmann nicht in ihren anderen Romanen, eher noch in ihren guten kleineren Geschichten aus dem Landesgeschehen durch humorige Sprachlichter —, machen ihn dauerhaft. Ja, man könnte erwarten, daß diese literarischen Zeugnisse wieder modisch beliebt werden — kopiert könnten sie nicht werden, nur krampfhaft. Der Anbruchgeist und die bescheidene Sicherheit solcher Frauendichtungen dürften sich nicht wiederholen.

Gegenüber diesen in der Bahn ihrer Herkunft und Möglichkeiten von Bildung und Ausstrahlung bleibenden Frauen scheint die 1891 in Nürnberg geborene Claire Goll ein rebellischer Kontrapunkt: Was bei der Hoehstetter leidenschaftlich und oft pathetisch, was bei der Pöhlmann eindringlich sparsamer auf dem Papier blieb, wurde von dieser Frau gelebt, erlitten und kommt mit einer unerhört aktuellen späten Prosasammlung zu uns. Claire Goll, die unglücklich in München aufwuchs, liebte die Kunst und die Poeten, ja, auch Rilke — leibhaftig und mit Geist und Engagement. Die Fülle ihrer literarischen Begegnungen im europäischen Kaleidoskop des Expressionismus ließ sie an der Seite des elsässischen Lyrikers Ivan Goll und vor allem nach der Eheschließung 1921 in Paris reifen zu einer mehrsprachig arbeitenden, übersetzenden Essayistin, Lyrikerin, vor allem autobiographischen Erzählerin und Novellistin. Am 30. Mai dieses Jahres 1977 starb die ewig im Exil Wirkende in Paris, nachdem ihre Wege der Flucht bis New York im Zweiten Weltkrieg geführt hatten. Mit ihr kommt uns aus dieser älteren Generation fränkisch gebürtiger Autorinnen der erwartete, fällige und notwendige Frischwind auf — die Antistimme zur letztlich doch gemeinsamen Tonart und begrenzt bedeutsamen Arbeitsweise der erwähnten ältest legitimen Autorinnengarde Frankens, der Hoehstetters und Pöhlmanns. Hier herrschen gelebt und geschrieben Freiheit und Gebundenheit in Vermischung, hier wirkte eine bohemienhaft in Europa, in den Zirkeln um Kurt Wolff, Franz Werfel, später um Hermann Kesten und Friedrich Hagen, den Nürnbergern, beheimatete, mit Studiererfahrungen in Genf ausgestattete ehemalige Kaufmannstochter aus Nürnberg, verschwisterte sich den Strömungen der Zeit, dem Expressionismus und dem Surrealismus, blieb in ihrer Heimat die Frau ihres Dichter-Mannes, errang ihren Ruf durch die treue Verwaltung seines Erbes, wurde in Frankreich geehrt und als eigenständige Autorin gesehen und sollte nun auch in weiteren Kreisen dies bei uns erreichen. In ihren Aufzeichnungen aus den Jahren der Jugend, „Traumtänzerin“ (München 1971), hält Claire Goll die Spannung zwischen Salon und Küche, zwischen Bürgerreichtum und sozialistischer Hoffnung von „denen da unten“, sprich hier der Köchin, die dem Mädchen ihre Lebenslektion erteilt, fest. Die Abwehr der Jüdin gegen die Nazihybris blieb haften, Claire Goll wurde immer mehr, darin Hermann Kesten und Friedrich Hagen, ihren Nürnberger Emigrantenfreunden verwandt, Anwältin der kleinen Leute und des Elends der am Rand Lebenden, sie kämpfte als leidenschaftliche Pazifistin auch mit ihrer Prosa für das Erwachen der Welt aus verengenden Existenzsicherheiten und -Grausamkeiten. 1976 erschien die Sammlung „Zirkus des Lebens“ — bezeichnend in einem relativ unbekanntem Berliner

Verlag. Hier dokumentieren sich über dreißig Jahre hin die Erlebnisse Claire Golls in Amerika, Frankreich, Italien: Es sind dramatische oder impressionistische Erzähl-Szenen aus dem Alltag, zumeist aus dem Kampf der Anonymen gegen die Herrschenden, gegen die irrationalen — so rational wirkenden Mächte des Geldes, des Krieges, des Todes. Diese Prosa hat trotz ihrer unterschiedlichen Ausarbeitung Gewicht in der kühnen anschaulichen und draufgängerisch anklagenden Sprache. Die französische Widerstandserzählung „Die geheimnisvollen Barrikaden“ von 1944 ist ein durch die Kulissen-Welt des Puppentheaters hochpoetisches Zeugnis einer ganzen Epoche — denn der Ungeist von Haß und Verfolgung legte sich ja nicht. Claire Goll mag dies in ihrer Draufsicht dazu gebracht haben, nur aufzuzeichnen, darzustellen, keine billigen Lösungen oder Humanpredigten anzubringen. Nur im Hinblick auf die Mütter — bei der Prosa „Ein Brief aus Vietnam“ (1963) — heißt es, daß wir sie zu oft vergessen: „Eitel schütteln wir unsere blonden, roten und schwarzen Locken, wir, denen diese freche Zeit gehört“. Aber in einer anderen Erzählung heißt es auch mit jener klugen Toleranz, die aus Welterfahrung im Heute kommt: „Bevor man verurteilt, müßte man mit einer noch zu erfindenden Maschine die Seelen mit Röntgenstrahlen durchleuchten können“. („Ein Fait divers“, 1975). Claire von draußen kommend, wirkt sie dennoch in ihrem sozialen Engagement, in ihrer treffsicheren Kunst der kleinen Form vor allem, Hermann Kesten und Friedrich Hagen, ihren ebenfalls draußen lebenden Landsleuten, verwandt. Ihre letzte Prosa scheint in der Farbigkeit jünger und betroffen machender als die der gesellschaftskritischen Gisela Elsner. Ihre Lyrik steht den zyklischen Weitartigkeiten, zu denen hierzulande von Ludwig Friedrich Barthel bis zu dem jungen Godehard Schramm zeitkritisch landverbunden gefunden wird, mindestens in der Anspannung nahe.

Bescheidener, viel enger zu fassen und im Profil gleichsam gebunden an Franken nehmen sich dagegen die nächstjüngeren, hier erwähnenswerten Autorinnen, Elisabeth Fürst (Jahrgang 1904) und die 1975 mit zweiundsechzig Jahren verstorbene Gretl Zottmann aus. Beide kann man mit gutem Recht als Volksschriftstellerinnen bezeichnen, beide haben aber in ihren besten Arbeiten mit solchem Etikett keine Abwertung erfahren. Gerade in einer so gegliederten Region wie Franken kann und darf man das volkstümliche, das seriös unterhaltsame Element, das sich auch mundartfreudig gibt, nicht weglassen. Elisabeth Fürst, Nürnbergerin und in Nürnberg geblieben, Lehrerin von Hause aus, vereint vielseitig lyrisches Talent mit erzählendem, schreibt Theaterspiele und Mundartgedichte und Prosa, dichtet zyklisch zeitkritisch mit verfremdendem Kolorit, indem sie die Bildwelt, die Gestalten aus Fernost wählt, z. B. in dem antikriegsarken lyrischen Epos von 1968 „Leben und Tod des Soldaten Kama“. Die alte fränkische Fernsehnsucht kommt bei dieser gestandenen Frau, die voll reifen, köstlichen Humors ihren Landsleuten aufs Maul schauen kann, ebenso durch wie die innige Liebe zum holzschnittshaften Detail in ihrer fränkischen Krippenszenarie. Die Vielseitigkeit von Elisabeth Fürst verschließt sich nicht vor heutiger Thematik, besonders in einer inständig das Humane erfragten Lyrik:

Wir —
auf diesem zum Tod verdammt
winzigen Lichtpunkt
in den Galaxien . . .
die, ineinander verbissen, kämpfen
um Ideologien, Hegemonien,
Religionen, Rassen und Kolonien . . .
warum denn so eilig?
Er kommt schon, der Tod . . .

Und angesichts des Todes, der tausend Krebsstufen, findet die um neun Jahre jüngere Weissenburgerin Gretl Zottmann, die in langer Ehe ganz in Nürnberg heimisch wurde, von Hause aus literarisch belastet, ihre bedeutsamste Höhe. Man findet die ernste, um Glauben und Hoffen im christlichen Sinne mit schlichter, aber überzeugend fraulich-

eigener Sprache bemühte Lyrik von Gretl Zottmann in den wichtigen neueren Anthologien. Meinte man, die launig-unterhaltend humorige Feuilletonschreiberin Zottmann sei an ihren Grenzen und ihre freundlichen Erzählbändchen hätten bei aller verständlichen Beliebtheit keinen großen literarischen Stellenwert, so waren es die Gedichte des letzten Bandes vor allem, mit dem Titel "Schmale Behausung" die letzte Wohnung der irdischen Menschenhülle andeutend, die sie literarisch aktuell machten. Hier versucht eine Frau in schlichter Sprache die fürchterlichen Schmerzen und die nicht nachlassenden Hoffnungen der Schwerekranken, zu denen sie in zähem Kampf letztlich doch gehörte, in einer gleichsam Gottfried Benn antwortenden Kraft zu fassen. „Hotel ohne Namen“, dieses Gedicht macht niemandem etwas vor. Die Lebensliebe und die Gefäßtheit brachten schlichtes Gewicht in das lyrische Werk, das eigentliche Werk der Zottmann, so wie es das "Herbstlied" aussagt:

Leise verwandeln die Jahre
Gedanken mir und Gesicht
entwerten das Gold der Haare
verschleiern der Augen Licht . . . (ebda.)

Eine jüngere, noch vielseitigere Vertreterin volksnaher Literatur, dabei voller aufgeschlossenem Fleiß auch als Jugendbuchautorin, als Romanschreiberin, mit lyrischen Versuchen, spezialisierte sich auf Frankens Land und Leute und hat den Ruf einer unterhaltsamen Kennerin ihrer Heimat, die sie mannigfach essayistisch erfaßt: Irene Reif, Jahrgang 1931, setzt die alte Gabe dieses Landstrichs und seiner Literaten, die Freude an der beschreibenden Detailkunst, fort. Seit langem hat hier niemand und schon gar nicht eine Frau so intensiv, Eugen Skasa-Weiß in der launigen Geschliffenheit der Kleinform verwandt, Franken porträtiert, hat Herz und Mundwerk dreingegeben und ist als Vertreterin dieser losen literarischen Form über die Region hinaus bekannt. Zur Zeit dürfte Irene Reif in ihrer Art die erfolgreich geschäftigste und fränkisch glaubhaft engagierte Autorin sein, deren Frankenbücher sich auf dem Markt verdientermaßen halten. Das im besten Sinne journalistische Element fränkischen Literatentums (von altersher und bis zu Friedrich Hagen) findet hier seine Bestätigung und nicht von ungefähr ballen sich damit Autorinnennamen und -Wirksamkeiten in Nürnberg, wo auch Irene Reif beheimatet ist. Dennoch — eine Schreibende wie die in Leerstetten bei Nürnberg 1925 geborene Elisabeth Engelhardt ist nicht einzuordnen. Ihre Fabulierkraft nimmt Ländliches, nimmt Kleinleutemilieu zum Vorwand für Dämonien, die aus Kleinem großwerden und in Abgründe ziehen; ihre Zeichnung außenseiterischer Menschen, hexenhafter Frauen, törichter Dorfjungen, modern-flachsinniger Paare, die Amphibien zwischen Land und Stadt sind, geht tief in die Kampfschicht zwischen Gut und Böse; ihr Glaube an den Menschen ist nicht blind, er nährt sich aus der schieren Anklage gegen die Stumpfheit der Menschen. Elisabeth Engelhardt hat sich in der Welt umgesehen, bevor sie fränkisches Land in der richtigen, erregend exemplarischen Perspektive für ihre Arbeit sah. Sie ging aus dem Dorfe während des Zweiten Weltkriegs nach Hamburg, reiste später weit in Europa herum, schrieb schon immer für sich selbst, nutzte die Begabung im Bereich der bildenden Kunst und machte daraus einen Beruf, scheute aber auch keine Fabrikarbeit, bevor sie im Malersaal an der Nürnberger Oper wirken konnte. Ihr Prosawerk ist sparsam gradlinig, konsequent in der Konzeption und Diktion, ist reine Literatur und weit entfernt, bei aller heimatlichen Thematik, reine und bloße Heimatliteratur zu sein, weil alles in die Dimension der Menschenpsyche schlechthin, ihrer Dunkelheiten und Fragen stößt. Das Debüt, bezeichnenderweise durch einen Schweizer Verlag ermöglicht, hieß „Feuer heilt“ — ein Roman, bestehend aus zwei Handlungssträngen. Ein junger Schulmeister findet, als er aus dem Dorf in die Stadt aufbrechen will, vergilbte Blätter, Briefe seiner Ahnin, die eine Tochter einer Fahrenden war, als Hexe verrufen. Der Lehrer kommt von diesen Blättern nicht mehr los. Auch von dem Dorf kommt er nicht los. Sein Inneres beherrscht der Dialog der Hexenfrau, der um ihrer besonderen Kräfte willen Verfolgt, mit Gott. Diese Frau, die ein Jude zum eigensten, an Jakob Böhme gelehnten Christgottesglauben

führt, bringt den Mut auf, zu den sie quälenden Menschen zurückzukehren, aber sie scheitert am Hochmut derer, „die im Dreck sind“. Es bleibt aber der Versuch, der Glaube, das einsame Licht eines Menschen, einer in ihrem Wesen emanzipierten Frau. Dieses ganze Werk, das in jagender Sprache tiefe Vergangenheit mit dem Heute verbindet, wird von der Kraft getragen, Landschaft einzubeziehen in geistig-geistliche Handlung. Die zwischenzeitlichen Erzählungen vor dem zweiten neueren Roman der Elisabeth Engelhardt skizzieren absonderliche Frauengestalten im Alltag, erschienen 1972, acht Jahre nach „Feuer heilt“ unter dem Titel „Johanna geht“. In tief sinnig-schwarzem Humor wird hier vor allem die Hauptkrankheit unserer Tage, Angst und Verfolgungswahn, aufgedeckt. Der 1974 erschienene Psychokrimi, der vielschichtig-zeitkritische Roman „Ein deutsches Dorf in Bayern“ ergänzt die erschienene Prosa. Aufgelockert in sprunghafter Banalerzählung, auch mit Mundartanklängen, umreißt hier die Autorin das den Maklern und Bodenspekulanten ausgelieferte, geldgierig, auch daseinwurschtig, auch sich pseudomodern gebende Dorf bei Nürnberg. Zersiedlung ist Trumpf wie Zerfall aller alten Ordnungen, Glauben, Treu und Ehe unbegriffen. Ebenso unsentimental abrechnend, nur auch nicht mehr so letztlich humanverkündigend wie die zur Miegel-Generation gehörende Westfälin Margarete Windthorst, aber in der derben Kraft, Menschen zu zeichnen, ihr verwandt, deckt Elisabeth Engelhardt das Ende auf — Trauer und Versteinerung, die kleine „Höll“, von der die hexenhafte Großmutter kündigt. Ein armer Dorfidiot wird in einem Hexenkessel von allzumenschlichen Reaktionen, die dieses Dorf zum unheimlichen Welttheater machen, das Opfer der Verwirrungen um den Tod eines andern beschränkten Wesens im Dorf. Diese Sensation steht in grellen täuschenden Farben vor dem leisen Unerhörten, der Aufgabe des Dorfes und seiner Menschen aus sich heraus. Wenn jemand Urtümliches mit Aktuellem, Unheimliches mit Alltagsbanalem zu einem höchst literarischen wirksamen Mosaik verbinden konnte und damit aus der Region ins Allgemeine wirkt, dann ist es Elisabeth Engelhardt.

Aber das abstrahierende, verfremdend absurde Gestalten gesellschaftskritischer Themen bringt heute größeres Echo — oder eine Frau wie Gisela Elsner, die die Bürgerlichkeit der Noris und ihres Milieus floh, um sie in tausend steril genauen, strichelig kühlen, die Norm durch genormte Spiegel einholenden Variationen wieder zu zeichnen, ging den klügeren Weg, den fränkisch-traditionell-rebellischen: Sie kam gleichsam nur mit ihrem literarischen Werk zurück, ansonsten vor allem der Norden, sind England oder Hamburg gemäßigere Wohnorte und stärken die Distanz zum präzisen Niederschreiben immer derselben Modellfälle: Von dem Romanerstling „Die Riesenzwerge“, 1964 erschienen und gleich preisgekrönt, bis zum soeben erschienenen Gesellschaftsroman „Der Punksieg“ der heute Vierzigjährigen verläuft die Linie konsequent. Immer sind es, ob in diesem ersten kleinbürgerlichen grotesken Entwicklungsroman aus dem Lehrermilieu mit den geltungsvollen Ungrößen, den Riesenzwerge, oder im 1968 folgenden Roman „Der Nachwuchs“, dem massigen Porträt vom Widerstand eines phlegmatischen Sohnes gegenüber den um nichts betriebsamen, Nest bauenden Eltern, die kalt und deutlich, ja vergrößert beschriebenen Kleinheiten des banalordentlichen Dahinlebens, immer werden in einer bohrend wiederholenden Sprache, die nicht dynamisch, sondern entnervend chromatisch verläuft, die Alltagsreden, die Jahre als Geschwätz zu Papier gebracht, immer wieder zeigt Gisela Elsner, als böses bedrängendes Neureich-Gesellschaftsspiel in dem 1970 erscheinenden Roman „Das Berührungsverbot“ die leere Sucht der Paare zueinander, zeigt gleichsam in der Kupferstichtchnik der Maria Sibylla Merian die madige zerfressene Rückseite der Biederwelt. Der Erzählband „Herr Leiselheimer und weitere Versuche, die Wirklichkeit zu bewältigen“ von 1973 gibt in deftig-realistischen Ausschnitten, beispielsweise einem Abtreibungsversuch, einem Greisenflirt, einer Verlobung, bei der sich schon die Familiengewaltakte abzeichnen und einer Skizze über einen Industrieboß unterkühlte Zeitkritik ohne Ausblicke oder Lösungen. Es geht lediglich um die sehr deutliche, detailbesessene, ernüchternd drillbohrerhafte

Darstellungstechnik von Zuständen. Der neue Roman „Der Punktsieg“ ist denn auch in seiner gleichbleibenden Temperatur, den neuen halbseidenen Spießertyp des Erfolgreichen mit leisem Sodbrennen ob der unsicheren Zeitlage zu zeichnen, weniger mehr Aggression als Präzision aus Sprache. Der Mechanismus des Abschilderns spiegelt eine Welt, in der selbst der kleinste Charakterzug zugunsten völliger banaler Mimikry weichen muß. Der Mann namens Mechtel, Boß und Lahmling, nimmt auch lediglich den Tod seines leicht abartigen Schwiegersonns zur Kenntnis, als wenn Müll weggeräumt wird. Die totale Banalerstarrung trat ein, farbig sind und bleiben bis zur variablen Lächerlichkeit nur bei Gisela Elsners Werk durchgehend die Fülle fränkischer oder fränkelder Namen. Hier scheint sich ihre Fantasie der ansonsten immer mehr zurückgenommenen Beschreibungssprache zu erschöpfen. Die Kunstansätze dieser Autorin wurden und werden immer mehr zu Kunstgewerbe, zu literarischem Strickmuster, mit dem einmal der Erfolg garantiert wurde. Claire Golls Prosa ist jünger, satirisch-bewegender als diese Prosa einer möglichen literarischen Enkelin.

Das Schlußlicht meiner Umschau ist weder kümmerlich noch blaß, eher bietet sich mit der 1942 in Bamberg geborenen Lehrerin, Ehefrau und Mutter Helga Piccon-Schultes eine leidenschaftliche und für die literarische Szene Frankens geradezu typische Rebellin ohne Ausbruchskonsequenz an. Ich bin nicht unschuldig daran, daß diese zehnfach im Alltag in Pflichten gebundene Frau, die eine Kindernärrin ist und der Leben vor Schreiben geht, dennoch dieses schwere Schreiben nicht läßt und hoffentlich nicht lassen wird. In einer holzig-spröden, bildintensiven Sprache, ungefiltert noch und für Prosa ein Versuchsfeld, erweist sich die Lyrik der jungen Autorin als ein in der fränkischen Gesamtliteratur von heute besonderes Feld. Christlich bemühte Gedankenwelt, befrachtet mit Wissen um die Geschichten beider Testamente, versucht sich in verblüffend neuer, den Leser zum Mitdenken bringender Ökonomie. Keine Mystikerin, aber eine Kämpferin um Gott und seine irdisch gefährdende Kirche, diese Macht und Ohnmacht, ringt Helga Piccon-Schultes in ihrem bisher einzigen Lyrikband „Proben das neue Jerusalem“ um Erläuterungen, bezieht Umwelt ein, malt mit fränkischen Landfarben, drechselt eigensinnig Worte.

Kramen
nach einem
Alten Testament
wissen wollen
wie
ging die Sache damals
aus
mit jenem Jonas
und Ninive
den Schrank
durch-
pflügen
schließlich
dastehn
mit einer Flasche
Weihwasser
mit einem Spiel
Mensch
ärgere
dich nicht
und einem Werkbuch
„do it
yourself“

Eine zarte Frau, voller Selbstkritik und Zweifel, vor sich hinarbeitend, schreibend nachts, wenn die kleinen Kinder im Bett sind, der Mann, Grundschullehrer, ausruht. Eine Frau, die sich selber immer neue Stufen baut, unverfälschte Versuche der religiösen Selbstfindung unternimmt, hat für mich in dieser Region ein sehr bezeichnend einsames, kräftig-hoffendes Profil. Sie weiß noch davon oder wieder, oder sie erringt sich das Wissen von oben und unten, Erde und Himmel, sie ist keine femme de lettres und darum muß sie sich durch den Alltag und die Beziehungslosigkeiten zum Literaturmarkt drehen, aber sie schreibt! Ein Gedicht wie „Gänseblumenpsalm“ scheint mir wie ein junges Dürer'sches „Rasenstück“ in heutiger Sprach-Manier und doch verwurzelt in der alten Liebe zum Kleinen, die dem Franken innewohnt:

Meinem Hungerblick
barmherzig
hingestreut
Weißsterniges

Manna
nicht
himmeligeregnet

aber
unterirdisch
hat einer
winterlang

nächtelang
sicher
Sterne
gestellt

Ein paar Namen, merkbare Profile von Frauen aus Franken, in Franken, von schreibenden Frauen: Bescheidene Ausbeute einer dennoch nicht zu verkleinernden differenzierten Literatur. Die Klammern heißen Geschichte und Gesellschaft, Landschaft und Leute, heißen Humanitas und Religiosität — es sind alte, allgemeine Literaturklammern, sie treiben hier keine sensationellen, wohl aber sich in Maßen jeweils erneuernden Formen.

Fragen an Dr. Inge Meidinger-Geise

Ein Gespräch mit Dr. H. Heller

Frage:

Dieses Referat „Literarische Frauenprofile in Franken“ war, mit Verlaub, nicht vollständig: Es fehlt unter den erwähnenswerten Schriftstellerinnen in Franken Inge Meidinger-Geise selbst.

Mit Ihrer Dissertation über „Agnes Miegel und Ostpreußen“ sowie einem Lyrikband „Helle Nacht“ (beide 1955) beginnt Ihr literarisches Schaffen, zumindest für den Leser. Wenig später, 1956, erschien im Nürnberger Verlag Glock und Lutz Ihre zweibändige Literaturgeschichte „Welterlebnis in deutscher Gegenwartsdichtung“. Dies bringt mich auf eine doppelte Frage:

Was veranlaßte Sie zu eigenen poetischen Unternehmungen? War es vielleicht dies, daß Sie bei Ihren literarhistorischen Studien feststellen mußten, daß Agnes Miegel eine Ausnahme war, daß die deutsche Gegenwartsdichtung noch immer überwiegend eine Welt der Männer war? Wollten Sie — auch — dagegen antreten?

Und zweitens: Macht nicht gerade die literarwissenschaftliche Arbeit, die Kenntnis von Stilrichtungen, Stilepochen, Unverwechselbarkeiten im Oeuvre der „Kollegen“ Dichter, es besonders schwer, einen Ton in Gedicht und Prosa zu finden?

Antwort:

Seit ich schreiben lernte, habe ich geschrieben — es begann mit kleinen kindlichen Gedichten, mit Geschichten, vor allem einer Serie Katzensgeschichten. Eigentlich dachte ich lange über nichts nach, sondern mußte einfach erzählen, aus dem Erleben umsetzen. Mit dem Germanistikstudium wollte ich mir gezielt ein Bildungsfundament schaffen, denn es stand schon in der Schule fest, daß ich das Schreiben nicht lassen könnte. Um 'feministische' Belange der Literatur kümmerte ich mich nicht. Ich beschäftigte mich seit der Schule, unserer Schule, die nach der ostpreußischen Dichterin hieß, mit Agnes Miegel — nicht zuletzt auch, weil ein Teil meiner Vorfahren aus Ost- und Westpreußen stammte und weil ich Teile des deutschen Ostens, auch Ostpreußen, durch Reisen kannte.

Ich habe von Anfang an getrennt und vereint gearbeitet, wie es notwendig schien: Meine Neugier auf die Welt der Dichtung, derjenigen, die diese Welt gestalteten, war seit je rege und erbrachte mit System meine Arbeit als Kritikerin und Autorin von Sachbüchern und Monographien, auch als Herausgeberin von Anthologien. Da ich aber immer schon fabulierte, um es einmal mit Goethe auszudrücken, so war es für mich ein immer neues und frisches Abenteuer: Das weiße Blatt Papier — und wie ich es füllte. Meine kritische Arbeit ließ mich eben bei der eigenen Arbeit niemals euphorisch werden, aber sie verkrampfte mich auch nicht. Die lange, als für mich notwendig erkannte Balance wird anderen teils zum Ärgernis. Man macht sich vielleicht zu selten klar, wie sehr viele Autoren doch mehrgeleisig arbeiten, und dies nicht erst in der Neuzeit.

Frage:

Dr. Inge Meidinger-Geise ist gebürtige Berlinerin, 1923 in der damaligen Reichshauptstadt geboren. Seit 1943 lebt sie infolge von Studium und Verheiratung in Erlangen.

Wie nun, das ist meine nächste Frage, wurde aus Ihnen eine fränkische Schriftstellerin? Oder vorsichtiger: Wurde aus Ihnen auch eine fränkische Schriftstellerin, nicht nur eine Schriftstellerin, die zufällig in Franken wohnt?

Ich will die Berechtigung dieser Frage noch mit ein paar biographischen Daten unterstreichen: 1976 ließen Sie „Erlanger Topographien“ erscheinen, — aber gleichzeitig ist ein zweites Zentrum Ihrer Arbeit Westfalen, die Heimat Ihrer mütterlichen Mentorin Margarete Windthorst, über die Sie gleichfalls ein Buch veröffentlicht haben. Sie engagieren sich im „Frankenbund“ zum Thema Mundartdichtung (vgl. Zs. Frankenland, Sonderheft 1976), — daneben aber liest man Sie in französischer (Nouvel âge, 1971) und in schwedischer Sprache (Zukunftschronik, 1978).

Wo sehen Sie nun selbst die fränkischen Elemente? In einer an den Lebensbereich gebundenen Thematik? In sprachlichen Ausdrucksformen? In der Nähe zu einem Ihnen besonders gewogenen Lesepublikum? In der Aktionsgemeinschaft mit gleichgesinnten fränkischen Schriftstellerkollegen?

Antwort:

Franken, Erlangen, das ist für mich ein Wohnbereich, natürlich mit Erfahrungen und Erlebnissen befrachtet. Berlin prägte mich. In der Ebene, ja durch meine Kindheitsreisen und bleibenden Aufenthalte an den nördlichen Meeren auch an der See, bin ich eigentlich zu Hause. Die fränkische mitteleuropäische Gartenlandschaft, der historisch-museale Hauch regen an, aber sie konnten mir nie mehr geben als Erleben aus Abstand. Man wird jedoch geführt, wohin man nicht will — das sagt, gerade in diesem Distanzeerleben

finde ich oft zu Inhalten, Sprache, Form. Im lexikalischen Sinne bin ich nun eine Autorin, die in Franken lebt; ansonsten fühle ich mich nicht zuletzt durch die Tatsache, daß ich zwei Drittel des Jahres berufsbedingt herumreise, auch im Ausland, als vielerorts ein bißchen zu Hause und ein wenig mehr als Berlinerin zu Hause in der sandig kiefern-geprägten Hohenzollernumgebung Nürnbergs, also auch in Erlangen.

Von fränkischen Elementen kann ich kaum wohl in meiner Arbeit sprechen — wohl aber von fränkischen Impressionen und der Neigung, aus der wachen Neugier auf alles Literarische auch das fränkische Terrain immer wieder nach seinen entsprechenden Kräften zu testen. Die „Erlanger Topographien“ ergaben sich aus den Bezugspunkten, persönlich und überpersönlich, von Berlin zu Erlangen. Westfalen, durch den Wohnortwechsel, nachkriegsbedingt, meiner Eltern dorthin, wurde mir in seiner brückenschönen Lage zwischen Meer und Mitteldeutschland eine Herzenslandschaft, auch geistig. Ich denke an die Droste, ich denke an mein Wirken als Vorsitzende der europäischen Autorenvereinigung DIE KOGGE, deren „Hafenstadt“ die alte Hanse- und Weserstadt Minden/Westfalen ist. Das sind nur markante Beispiele. Ich wechsele, um es bildlich zu sagen, aus Mobilität und Neugier auf die Welt, gern meine Pferde, bin im Norden und Süden, mein Herz hängt am Osten, den Westen bewundere ich aus ähnlichem Abstand wie ich Franken sehe und durchlebe.

Natürlich gibt es in meinem Umkreis hier in Franken so etwas wie ein Lesepublikum und natürlich gibt es Kontakte zu fränkischen Autoren. Aber diese Fakten verdrängen nicht meine sozusagen außerhäusigen Aktivitäten.

Frage:

In der Wochenzeitung „Die Zeit“ vom 16. Sept. 1977 hat die Autorin Angelika Mechtel jüngst beredete Klage geführt, daß die schreibende Frau im deutschen Literaturbetrieb der Gegenwart noch immer eine mindere Rolle spiele. Sie belegt es u. a. mit dem Hinweis darauf, daß die Schriftstellerorganisationen — seien es PEN-Club, Verband deutscher Schriftsteller (VS) oder einst die Gruppe 47 — fast ausschließlich von Männern geführt würden. Angelika Mechtel hat jedoch die „Kogge“ vergessen, jene bedeutende europäische Autorenvereinigung, deren Vorsitzende seit langen Jahren Dr. Inge Meidinger-Geise ist.

Entkräften nicht gerade Sie damit die Meinung, daß Frauen im Umgang mit Verlagen, mit Rezensenten, mit der Presse benachteiligt seien? Gibt es unabhängig von der „Kogge“, die ihren Sitz ja in Minden/Westfalen hat, innerhalb der fränkischen Literaturszene eine besondere Interessengemeinschaft der weiblichen Zunftgenossen?

Antwort:

Für mich gilt Ricarda Huchs Wort, daß es immer zuerst um gute Literatur geht — und es in dieser Hinsicht wohl gleich sei, ob Rock oder Hose. Nun habe ich viel und mit Engagement über Frauendichtung gearbeitet, sowohl ihre Akzente als auch ihre Grenzen betont. Frauendichtung ist ein aufschlußreicher Teilbereich des literarischen Lebens dort, wo ihr Wert mit ihrem Charakter einen guten Bund eingeht. Es liegt in der Bedingnis der weiblichen Existenz und ihrer Wege durch die Neuzeit, daß noch immer nur ein kleiner Kreis von beachtlichen Autorinnen neben den beachtenswerten Autoren besteht, das durchdringt sich, da finden in den anzuerkennenden Rängen kaum problematische Kämpfe statt. Im Verbandsleben der Autoren ragen allerdings wenige Autorinnen hervor: Dies mag auch eine Kraftfrage der Frauen sein, die es immer durch ihre organisch-natürlichen Bedingnisse und Pflichten härter noch als die Männer anpacken müssen, wenn sie solche ausgeprägten und den ganzen Menschen fordernden Ziele haben. Frau Mechtel preschte vor, Ingeborg Drewitz, in einigen VS-Sektionen gibt es tüchtige Frauen. Mit mir selber ist es in dieser Hinsicht vielleicht einerseits banaler, andererseits kurioser: Ich habe nie mit Autoren, die vernünftiger und unverkrampften Geistes waren, sprich, denen es um sachliche Arbeit und Maßstäbe ging, Schwierigkeiten

gehabt. Man hat mir von Männerseite und bis heute mit höchst kollegialem Benehmen das Amt der Vorsitzenden der Europäischen Autorenvereinigung „DIE KOGGE“ vor fast zwölf Jahren angetragen, und ich arbeite fast nur — Argumente siehe oben — mit Männern zusammen. Es geht sehr kritisch offen dabei zu, aber das Problem der Geschlechter und ihrer differenzierten Wesenheiten wird eigentlich gar nicht gezüchtet dabei. Vielleicht ist das alles eine Ausnahme von der leider viel zu viel erwähnten Regel: Man sollte einfach mit seiner Existenz unbefangen dagegenarbeiten, das frauliche Element einbringen, nicht gegen das männliche stemmen. Hier könnte die Kunst, für die man ja eigentlich lebt, ein bißchen Lebens-Kunst werden! Wie gesagt — vielleicht bin ich eine Ausnahme, aber ich empfinde das gar nicht, ich arbeite, ich habe Kollegen und Kolleginnen in gleicher Wertschätzung.

Fränkische literarische Frauenzunft — da ist, glaube ich, der Musensaal zu eng. Hierzulande gibt es nur ein paar Frauen/Autorinnen-Namen, die ernstzunehmen sind. Das literarische seriöse Original heißt Elisabeth Engelhardt. Aber hier antworte ich sehr persönlich und zugleich verantwortlich als Kritikerin: Franken bietet solchen Zielen einer stärkeren literarischen Frauengruppe keine Chancen und keine Reibungsflächen, so meine ich. Es herrscht „Landfriede“.

Insea Strobel-Schücking

Frauen im öffentlichen Leben Frankens

Es ist nicht ganz einfach, dieses mir gestellte Thema zu behandeln, nachdem meine Vorredner von ihren Bereichen her einige Fragen Gedanken zu diesem Fragenkomplex schon gestreift haben. Andererseits ist es natürlich in unserer Zeit berechtigt, ein abendliches Gespräch auf diesen Problemkreis zu konzentrieren, brennt es doch gerade uns Frauen, die wir im öffentlichen Leben stehen, auf den Nägeln, wie man so drastisch sagt. Vielleicht sollten wir uns allerdings eingangs verständigen, was überhaupt unter dem Begriff „öffentliches Leben“ zu verstehen ist. Ohne eine wissenschaftliche Definition geben zu wollen, meine ich damit die Vorgänge, die sich außerhalb des privaten und familiären Bereiches abspielen, die für einen unbegrenzten Personenkreis wahrnehmbar und zugänglich sind und die im Dienste der Gemeinschaft stehen sollten.

Zwar gibt es in der Weltgeschichte eine Fülle von großartigen wie auch unheilvollen Frauen, die das Schicksal ganzer Völker bestimmten. Ich erinnere nur an Cleopatra, Kaiserin Theodora, Königin Elisabeth I. und in unserer Zeit Frau Pandit Nehru, Golda Meir und Bandaranaike, aber sie sind doch Ausnahmen. Es sei denn, man huldige dem Ausspruch: Der Mann ist der Kopf, die Frau aber der Hals, der ihn in die ihr gefällige Richtung dreht. In letzterem Fall hätten die Frauen schon immer — zumindest indirekt — das öffentliche Leben bestimmt. Doch Scherz beiseite. Der Anteil weiter Kreise an den Vorgängen, die das öffentliche Leben bestimmen, es nicht nur beobachten, sondern auch beeinflussen, ist das entscheidende Merkmal unserer freiheitlichen Demokratie und erst ermöglicht durch die Massenmedien. Wobei der kritische Beobachter natürlich gleich wieder die besorgte Frage anmelden könnte, wieweit der Staatsbürger wirklich objektiv über die Vorgänge in der Öffentlichkeit informiert wird. Sind nicht heutzutage wirklich objektiv nur noch die Wasserstandsmeldungen? Läßt sich aber nicht auch die These vertreten, daß gerade trotz unserer demokratischen Staatsform durch die Entwicklung der modernen Arbeitswelt die Frau aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen wurde? — Wir alle wissen, daß in der früher üblichen Großfamilie Erwerbstätigkeit und Familienleben eine lebenslange Einheit bildeten, daß Alte, Kranke, Behinderte ebenso in diesen Kreis mit eingeschlossen wurden wie Knechte, Mägde, Lehrlinge, Gesellen. Die

Familie — besonders die Frau nahm am beruflichen und gesellschaftlichen Status des Mannes vollen Anteil. Als Beispiel nenne ich nur die Frau des Juristen und Politikers Karl Brater, der infolge seiner fortschrittlichen Haltung seinen Bürgermeisterposten in Nördlingen verlor, seit 1858 Mitglied der konstitutionellen demokratischen Partei im bayr. Landtag war und in der von ihm mitbegründeten Süddeutschen Zeitung für Deutschlands Führung durch Preußen eintrat. Seine Frau Pauline, eine Erlanger Professorentochter, war nicht nur eine ideale, aufopferungsvolle Mutter, sondern seine immer verständnisvolle Ehefrau, die oft in der Redaktion mithalf und von ihrem Mann als sein bestes Publikum bezeichnet wurde.

Heute hingegen mit der Entwicklung der modernen Massengesellschaft und der Wandlung des industriellen Arbeitsprozesses vollzieht sich die Berufstätigkeit meist getrennt von der Familie. Wie wenige Pfarrfrauen sind noch bereit, in der Gemeinde ihres Mannes aufzugehen, welche Arztfrau beantwortet noch Telefonrufe? Auf der einen Seite stehen Beruf, Arbeit, die Erwerbstätigkeit, auf der anderen die Familie, Freizeit, die Erholung.

Sie können mir nun die Frage stellen, was haben diese Entwicklungen mit der Rolle der Frau im öffentlichen Leben Frankens zu tun? Meiner Meinung nach dürfen wir uns nicht isoliert sehen, sondern die Problematik ist für uns alle die gleiche. Die Frauen, die im öffentlichen Leben stehen, sind nämlich auch im Jahre 1977 an den Fingern abzuzählen. Weshalb?

Die normative Gleichberechtigung wurde im Grundgesetz festgelegt. Vielleicht sollte man in diesem Zusammenhang erwähnen, daß in Bayern, das so oft und ungerechterweise als Schlußlicht bezeichnet wird, schon 1869 den Frauen für Gemeindevahlen das aktive Wahlrecht verliehen wurde — Preußen folgte erst 1891. Aber erst 1908 erhielt sie das Vereinsrecht, das — ich zitiere — „Frauenspersonen, Geisteskranken, Schülern und Lehrlingen“ bis dahin versagt blieb. Trotzdem zogen 1919 schon 41 Vertreterinnen der bürgerlichen und sozialistischen Frauenbewegungen in die Weimarer Nationalversammlung ein das sind 9,6% von 423 Abgeordneten, für uns heute bei nur 6% Frauen im Bundestag eine absolute Traumzahl. Daß sich auf der Terroristenszene ein anderes Bild ergibt, ist einer soziologischen Studie wert und meiner Meinung nach ein entsetzlich bedrückendes Phänomen. Die Gleichberechtigung der Frau ist also nicht mehr ein verfassungsrechtliches, sondern ein gesellschaftspolitisches Problem. Die seit 1973 an der sogenannten Frauenenquete arbeitenden Abgeordneten stimmen darin überein, daß das Problem in der partnerschaftlichen Gestaltung des Lebens zweier ungleicher aber gleichwertiger Partner in einer immer noch männlich orientierten Gesellschaft läge, denn noch stecken wir tief im traditionellen Rollenverständnis vom Mann, der hinaus ins kämpfende Leben zieht, während die Frau die Hüterin des heimischen Herdes und Erzieherin der Kinder ist. Und nun bricht in diese einst so fest gefügte Welt die Idee der Emanzipation, die in ihrer krasssten Form behauptet, daß die Frau sich nur im Berufsleben entfalten könne, daß sie nur dort die wirkliche Freiheit und Selbstbestätigung findet. Hinzu kommt der Konsumzwang der Massengesellschaft, der immer neue Wünsche und Bedürfnisse weckt. Und die Beteiligung der Frau am öffentlichen Leben? Während die Zahl der berufstätigen Frauen in den USA unbedeutend ist, ungezählte Frauen aber innerhalb ihrer Kirchen und Vereinigungen sich um öffentliche Belange kümmern — sie betreten wildfremde Kranke, Gefangene, Schüler, die nicht mitkommen, insbesondere Schwarze — klafft bei uns eine große Kluft zwischen der Nur-Hausfrau und der berufstätigen Frau, immerhin circa 37%, von denen 1,1 Mill. sogar Kinder unter 6 Jahren haben.

Leider gibt es keinerlei statistische Berichte darüber, wieviele von den beiden Gruppen sich für öffentliche Belange interessieren und engagieren, aber ich glaube behaupten zu können, daß der betreffende Kreis der zweiten Gruppe wesentlich größer ist. Eine eindeutige Erklärung für diese Tatsache zu finden ist schwierig. Meiner Meinung versagen hier ebenso unser Bildungswesen wie die Massenmedien. Zwar scheint es mir

absolut notwendig, daß die Mütter mit Kleinkindern ihre erste Aufgabe in deren Betreuung und Erziehung sehen — noch nie gab es so viele verhaltensgestörte Jugendliche. Aber hätten nicht gerade die Nur-Hausfrauen die besten Möglichkeiten, sich ehrenamtlich öffentlichen Aufgaben zu widmen? Doch gerade sie beschränken sich meist ausschließlich auf den familiären Bereich. Vielleicht liegt hier eine Erklärung für die Tatsache, daß der Hausfrauenberuf irgendwie einen Beigeschmack bekommen hat und ihre Tätigkeit keineswegs anderen Beschäftigungen gegenüber als gleichwertig betrachtet wird, daß Richter sich uneinig sind, wie hoch die hauswirtschaftliche Tätigkeit zu bewerten ist (die Zahlen schwanken zwischen 800 und 2000 DM), und wir noch immer für die soziale Sicherung der Frau vergeblich kämpfen. Andererseits hat sich der bayr. Staat 1973 dazu durchgerungen, weiblichen Stadträten ohne Beruf genauso wie den freiberuflichen für jede Stunde ihrer Tätigkeit einen gewissen Geldbetrag mit der Begründung zukommen zu lassen, die Hausfrau müsse ja die Erfüllung ihrer Pflichten nachholen oder sich eine Hilfe leisten. Jedenfalls ist immer wieder festzustellen, daß Aufgaben, die für die Öffentlichkeit zu erfüllen sind, viel häufiger von den schon überlasteten erwerbstätigen Frauen übernommen werden, die ohnehin im täglichen Konflikt zwischen den verschiedenen Ansprüchen von Beruf, Ehe und Kindererziehung leben. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst an mir ständig die Erfahrung mache, daß ich eigentlich, wenn ich das eine tue, das andere vernachlässige, weil es wohl ein Sich-völliges-Freischwimmen für uns Frauen nicht geben kann. Gehe ich in eine Versammlung, betrachtet sich mein Mann als politischer Witwer, widme ich den Hauptteil meiner Zeit der Familie oder der Schule, muß ich auf meine politischen und sozialen Tätigkeiten verzichten. Brauchen wir aber nicht gerade im öffentlichen Leben Frauen, die mit möglichst vielen Problemen konfrontiert werden? Auch als Lehrerin empfinde ich es als ein großes Plus, daß ich als Mutter selbst alle Schulprobleme „durchleide“, kann ich doch dadurch die Situation um Rat bittender Eltern viel stärker nachempfinden. Wie wenige Frauen drängen aber in die Öffentlichkeit und sind bereit, sich den damit verbundenen Belastungen zu stellen. Im wesentlichen sind es meist Angehörige der Akademikerschicht oder, allgemeiner ausgedrückt, der Mittelschicht. Wenn auch der Anteil der Mädchen an bayr. Realschulen auf 56%, an Gymnasien auf 45% und an der Universität auf circa 30% gestiegen ist, so erhalten doch Töchter aus Arbeiterkreisen oft keine solide Berufsausbildung, da sie ja nach Meinung der Eltern doch bald heiraten. Außerdem wird heute — zu meinem Schrecken muß ich das sagen — unter der Jugend die Tendenz sichtbar, sich ohne nach rechts oder links, vorne oder hinten zu schauen, einen Platz in der Gesellschaft zu erobern, der möglichst risikolos ein gesichertes Einkommen verspricht. Ganz verhängnisvoll wirkt sich auch durch fehlende Teilzeitarbeitsmöglichkeiten die prozentual bei Frauen höhere Arbeitslosenquote aus. Schon äußern sich manche Leute wie in der Nazizeit gegen das Doppelverdien. Für die Frauen könnte das vielleicht zu einer Flucht in einen neuen Weiblichkeitswahn führen. Für den Mann ist jedenfalls die Situation wesentlich anders. In unserer von Schelski sehr treffend charakterisierten vaterlosen Gesellschaft steht er zwar unter dem wachsenden Streß der Berufstätigkeit, kümmert sich aber oft höchstens sonntags um seine familiären Probleme. Hängt es auch hiermit zusammen, daß gerade die Kinder aus dem Bürgertum so anfällig sind? Und bedeutet nicht vielleicht die leider so übliche Ämterhäufung eine mögliche Flucht in die Öffentlichkeit?

Die hohe Wahlbeteiligung in der BRD (bei uns fast 80%, in den USA kaum 50%) sagt noch gar nichts über das innere Engagement ihrer Bürger aus, wobei zu betonen ist, daß fast nur 2% weniger Frauen zur Wahlurne gehen. Wären wir uns unserer Überzahl bewußt und miteinander solidarisch — bekanntlich leben bei uns über 50% Frauen und nur 48% Männer, ist aber niemand Frauen gegenüber so kritisch wie sie selbst — so läge auch das Schicksal Frankens in weiblichen Händen und gäbe es in der Bundesregierung nicht nur Anstandsfrauen. Immerhin sind jedoch im Stadtrat Würzburg 20%, Nürnberg 14%, Erlangen 11,4%, Fürth 6% Frauen vertreten, in ländlichen Gemeinden dagegen unter 1%. In ihrer Haltung weiblichen Mitgliedern gegenüber differieren die Parteien

nur wenig, wenn die FDP auch eine Zeitlang einige Paradedamen in den Mittelpunkt stellte. Dabei ist es einfach un wahr, wenn die Männer erklären, es fehle an geeigneten Frauen. Tatsache ist, daß die Delegiertenversammlungen, die die Kandidaten aufstellen, zu 90% aus Männern bestehen, trotz der 16-20% weiblicher Mitglieder, daß eine Frau, um überhaupt anerkannt zu werden, doppelt so viel leisten muß, nie müde und abgespannt sein darf und ihr ohnehin meist höheres Alter vor Eintritt ins politische Leben ein Hemmschuh ist. Werden dann später die Ausschusssitze verteilt, soll sie sich ausschließlich um soziale und kulturelle Belange kümmern. Dabei gibt es über 20000 weibliche Unternehmerinnen, führen immer mehr Frauen die Familienkasse und beweisen sie großes Geschick im Umgang mit dem oft knappen Haushaltsgeld.

Wir sollten uns auch vergegenwärtigen, daß das öffentliche Leben — und das scheint mir keineswegs ein Vorteil zu sein — immer stärker politisiert wird. Alle Parteien bemühen sich auch hier, ihren Einfluß auszuüben und Machtpositionen auszubauen. Dabei sind aber nur ungefähr 4% der deutschen Bevölkerung politisch organisiert. Wirklich aktiv ist höchstens die Hälfte davon. So ist die Zahl derer, die überhaupt für eine derartige Tätigkeit in Frage kommen, sehr klein.

Wenn ich nun meiner Schilderung einiger Frauengestalten im öffentlichen Leben Frankens diese Gedankengänge vorausschicke, so wollte ich Ihnen zunächst gerne einen Einblick in die Problematik der Öffentlichkeitsarbeit der Frau geben. Die Auswahl der darzustellenden Persönlichkeiten war nicht einfach, und ich muß mich entschuldigen, daß ich nicht im gesamtfränkischen Raum auf Entdeckungstreife gehen konnte. Ich hoffe, daß es mir aber trotzdem am Beispiel der so verschiedenen Frauengestalten gelingt, die verschiedenen Wirkungsmöglichkeiten aufzuzeigen.

Wenn ich als erste Frau an der Schwelle unseres Jahrhunderts Cosima Wagner wähle, die zwar nicht selbst Fränkin, aber den entscheidenden Teil ihres Lebens und Wirkens in Bayreuth verbrachte, so kann sie doch als Beispiel für jemanden gelten, der selbst gar nicht in die Öffentlichkeit drängte, aber den auf sie zukommenden Aufgaben nicht auswich. Ich zitiere: „Eines begreife ich nicht, daß eine Frau freiwillig zu ihrem Vergnügen in die Öffentlichkeit tritt. Es ist mir, als ob sie die Erfahrungen des Lebens immer stiller machen müßten und sie immer mehr auf ihre Hauptaufgabe zurückführen, tüchtige Männer und Frauen zu erziehen“.

1837 als Tochter Liszts geboren, ehelichte sie 1857 den Münchner Hofkapellmeister Hans von Bülow, den Förderer Wagners, der diesen als Genie so verehrte, daß er Cosima, die inzwischen drei Kinder mit Wagner gezeugt hatte, freigab. Cosima hat ihre Schuldgefühle ihrem ersten Mann gegenüber nie ganz überwunden und lebte unter Künstlern und Sängern in einer Welt des Theaters, die sie zugleich verachtete. Man kann sie nicht eigentlich als emanzipiert betrachten, wenn sie auch nicht vom Zeitgeist unberührt blieb. Sie wurde die Verwalterin von Richards Leben, indem sie für ihn die Beziehung zur Welt bedeutete. Sie schlichtete seine Konflikte mit der Umwelt und dem Hof. Nach seinem Tod 1883, dem 1876 die Aufführung des Ringes und 1882 die Uraufführung des Parsifal vorausgegangen waren, begann ihr großes unmittelbares Wirken in der Öffentlichkeit. Sie übernahm nicht nur 25 Jahre lang die Festspielleitung als „Hüterin des Grals“, sondern gründete auch eine Schauspielschule, um Sänger für das Wagnersche Musikdrama heranzubilden. Ihrem Geist und ihrer Tatkraft ist zu verdanken, daß die künstlerisch noch in den Kinderschuhen steckenden Festspiele sich durchsetzen konnten. Heute nehmen sie ja unter den internationalen Musikfestspielen mit den ersten Platz ein. Cosima Wagner entwickelte in den folgenden Aufführungen des Tristan, der Meistersinger, des Lohengrin und des Fliegenden Holländers eigene Ideen, und seit den Meistersingern 1888 trat auch in materieller Hinsicht ein Wendepunkt ein, indem seit dieser Zeit die Aufführungen ständig ausverkauft waren und sind. In einem offenen Brief schrieb sie anläßlich des 20jährigen Bestehens der Festspiele 1896:

„Die Kraft der Sache hat hier gewirkt. Dieser heiligen Kraft zu dienen, dies war mein Trachten und . . . hat mir die Stützen unserer Sache erhalten und neue Freunde und

Helfer zugeführt. Es ist meine erhebende Überzeugung, daß, wenn ich heute die Augenschlüsse, unser Werk weitergeführt und gedeihen, und daß mein Verschwinden kaum bemerkbar sein würde“.

Diese Bescheidenheit zeigt ebenso ihre Größe wie die Bereitschaft, auf der Höhe ihres Erfolges die Leitung der Festspiele ihrem Sohn Siegfried zu übergeben, wenn sie auch danach bis zu ihrem Tode noch der künstlerische und gesellschaftliche Mittelpunkt von Bayreuth blieb und alles zu ihr in die Villa Wahnfried pilgerte.

Wenn vielleicht auch das neulich in der FAZ zitierte Lob von Karl Holl übersteigert scheint: „Man sagt nicht zu viel, wenn man Cosima Wagner im Sinne autonomer Lebensgestaltung und auf dem Gebiet künstlerisch kulturellen Wirkens als die bedeutendste Frau des 19. Jahrhunderts bezeichnet“, so gehört sie doch unbedingt zu den großen Frauengestalten zur Jahrhundertwende.

Völlig anders als die Persönlichkeit Cosima Wagners und die Art ihres Wirkens in der Öffentlichkeit ist Frau Dr. Meyer Spreckels, Trägerin des Bayr. Verdienstordens wie auch des Verdienstkreuzes 1. Klasse des Verdienstordens der BRD und der goldenen Bürgermedaille der Stadt Fürth.

In Dresden 1890 geboren, begann sie mit dem für Frauen damals völlig ungewöhnlichen Studium der Naturwissenschaft an der dortigen TH. Ein einjähriger Studienaufenthalt an der berühmten Bryn Mawr Universität in Pennsylvanien prägte sie wohl ähnlich wie mich 1950. Nach ihrer Promotion in Erlangen arbeitete sie wissenschaftlich als Assistentin, aber zu der geplanten Habilitation kam sie nicht mehr, da sie 1922 in Fürth den bekannten Facharzt Dr. Meyer heiratete. In den folgenden Jahrzehnten widmete sie sich fast ausschließlich ihrer Familie, abgesehen von der Mitarbeit in verschiedenen Frauenverbänden.

Da Frau Dr. Meyer Spreckels sich dem 3. Reich gegenüber immer ablehnend verhalten hatte, fühlte sie sich nach dem 2. Weltkrieg zur öffentlichen und ehrenamtlichen Mitarbeit in unserem neuen Staat aufgerufen. Ihr sozial engagiertes Christentum, das sie nie als Selbstzweck, sondern immer als Dienst am Nächsten betrachtete, veranlaßte sie zum Eintritt in die CSU. 1946 wurde sie in die bayr. verfassungsgebende Landesversammlung berufen. Zwei Jahre später wählte man sie in den Fürther Stadtrat und hier sogar zur Fraktionsvorsitzenden — heute undenkbar. Oft wurde sie als der einzige Mann bezeichnet und gefürchtet, weil sie sich leidenschaftlich und ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit für das, was sie als wichtig und richtig erkannt hatte, einsetzte. Sie wurde Mitglied hoher CSU- und CDU-Gremien und bemühte sich in gleicher Weise um die Verständigung mit Menschen anderer Nationalitäten, insbesondere zwischen Deutschen und Amerikanern, wie auch anderer Religionen als stellvertretende Vorsitzende der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Besonders als Landesvorsitzende des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Bayern und Vorstandsmitglied der Inneren Mission in Fürth versuchte sie tatkräftig den schwachen und auf der Schattenseite des Lebens stehenden Menschen zu helfen. Sichtbarer Ausdruck dieser Haltung ist noch heute das auf ihre Initiative hin gebaute Wohnheim für „arbeitscheue, nichtseßhafte Mädchen in truppenbesetzten Gebieten“. Bei der Eröffnung appellierte sie an das soziale Gewissen mit den Worten: „Sie könnten unsere Töchter sein“. Inzwischen wurde das Haus, dem noch ein Heim für berufstätige Mütter angegliedert wurde, zur Zufluchtsstätte für werdende und alleinstehende junge Mütter mit Kindern. Durch die Errichtung einer Tageskrippe können die dort lebenden Frauen tagsüber den eigenen Unterhalt verdienen, ohne auf die Verbindung mit den Kindern zu verzichten und der Wohlfahrt zur Last fallen. Als Modellfall wurde diese Einrichtung jahrelang gefördert. Heute sieht sie sich jedoch infolge der hohen Tagessätze, der Personalkosten und des Geburtenrückganges vor großen Schwierigkeiten.

Es ist nicht leicht, mit so wenigen Worten eine so starke Persönlichkeit vor Ihnen lebendig werden zu lassen. Mir selbst bedeutet sie ein leuchtendes Vorbild, und ich werde ihre zierliche Gestalt mit den lebendigen und klugen Augen und der Sehnsucht, auch im

Alter noch an den geistigen Entwicklungen teilhaben zu können, nicht vergessen. An ihr erlebte ich es auch, wie schwer es für einen so aktiven Menschen sein muß, sich aufgrund körperlicher Gebrechen in die freiwillige Verbannung eines Altersheimes zu begeben. Wie stolz könnten wir Frauen aber sein, wenn wir Frau Dr. Meyer Spreckels Eintreten für öffentliche Belange als typisch bezeichnen könnten. Sicher gibt es ähnliche Persönlichkeiten — ich denke nur an die heute noch unermüdet tätige frühere Landtagsabgeordnete Frau Schleicher in Aschaffenburg, der die Stadt viele soziale Einrichtungen verdankt, oder die gerade verstorbene Frau von Roman bei Kitzingen, die in Würzburg alljährlich einen riesigen Flohmarkt zugunsten des Roten Kreuzes ins Leben gerufen hat.

Sicher spielt bei den drei zuletzt genannten Frauen das soziale Herkommen für ihr Engagement eine Rolle. Vielleicht entspringt es mit einem gewissen patriachalischen Verantwortungsgefühl anderen gegenüber, die vom Schicksal nicht so begünstigt sind wie man selbst. Anders ist es aber wohl bei den beiden nächsten und letzten Persönlichkeiten, die ich Ihnen noch vorstellen will, nämlich Frau Grete Schickedanz und die frühere Gesundheitsministerin Käte Strobel.

Man braucht nur den vor einigen Wochen in einer 8-Millionen-Auflage neu erschienenen Quellkatalog durchzublättern, um sich zu vergegenwärtigen, wie sich die „Quelle“ aus den kleinsten Anfängen in 50 Jahren zum größten europäischen Versandhaus entwickelt hat. 16jährig trat Grete Schickedanz als fünfte Betriebsangehörige in die neugegründete „Quelle“ ein. 15 Jahre später heiratete sie ihren Chef, nachdem dieser durch einen tragischen Unglücksfall seine erste Frau und seinen Sohn verloren hatte. Beide entstammen ähnlichen einfachen Verhältnissen und beiden gelang es, sich nicht nur zu großen Unternehmerpersönlichkeiten und Konzernchefs zu entwickeln. Sie sehen sich ebenso als Sachverwalter in einer großen sozialen Verpflichtung ihren Mitarbeitern gegenüber. Das wurde besonders deutlich an den Worten des Betriebsratsvorsitzenden am Sarge von Gustav Schickedanz und jetzt anlässlich der Eröffnung des neuen Fürther Kaufhauses. Aber auch für die Belange ihrer Vaterstadt und der Jugend ganz allgemein zeigten sie immer ein offenes Ohr. Aus den kleinen Anfängen eines Textilverkäufers, der noch selbst über Land fuhr, war 1927 der Versandhandel entstanden mit Dukatenwolle als dem ersten Angebot für die ländliche Bevölkerung. Schon 1939 hatte die „Quelle“ 2 Millionen Kunden und, nachdem 1943 der Betrieb total zerstört worden war, baute Grete Schickedanz in Hersbruck ein kleines Kaufhaus auf. Bei der Neugründung der „Quelle“ 1946 übernahm sie den gesamten Einkauf, eine Aufgabe, die sie mit der Leitung des Geschäftsressorts Merchandising — nämlich dem schon erwähnten Einkauf, Marketing und der Werbung — fortsetzt. So steht sie heute nach dem Tode ihres Mannes an der Spitze der umsatzschweren Handelsgruppe, die die 7-Milliardengrenze schon überschritten hat. Hans Roesch charakterisiert sie treffend (Das 3. Talent, Ullstein 1970): „Grete Schickedanz scheint beides verbinden zu können: die Anerkennung rationaler Systematik und die schöpferische Sprunghaftigkeit, der insgeheim bewußt bleibt, daß der von der schwer berechenbaren menschlichen Psyche bestimmte Markt selber immer seine nicht vorherzusehenden Spontanerregungen behalten wird und keine Demoskopie ihn dabei bis zur letzten Sicherheit erkennen und seine Reaktionen überholen kann“.

Als zum Beispiel alle Experten behaupteten, Selbstkonfektion sei nicht mehr in, orderte sie Nähmaschinen in Japan mit solchem Erfolg, daß noch große Stückzahlen nachbestellt werden mußten.

Aber Frau Grete Schickedanz deckt nicht nur den Tisch für den Verbraucher. Sie sieht neben ihrer unternehmerischen Tätigkeit ihr Wirken im sozialen Bereich als wichtigste gesellschaftspolitische Aufgabe. Bei der Einweihung einer Kindertagesstätte, die sie schon 1953 gründete und die von 250 Kindern im Kindergarten und fast ebenso vielen im Hort besucht wird, bekannte sie, als Kind sei ihr sehnlichster Wunsch gewesen, als Kindergärtnerin eine Stube voller Kinder zu betreuen. Auch ein Altenheim in Hersbruck trägt ihren Namen wie auch eine neugeschaffene Stiftung für unser

humanistisches Gymnasium, die jährlich den besten Abiturienten verliehen wird. Sie ließ es sich nicht nehmen, den jungen Leuten die Preise selbst mit einer kleinen Ansprache zu überreichen. Wie freute sie sich an der Jugend und dem gar nicht immer so ganz richtig spielenden Schulorchester! Noch nie stieß ich mit irgendwelchen Bitten auf taube Ohren.

Als ihr 1976 vom bayr. Ministerpräsidenten das große Verdienstkreuz des Verdienstordens der BRD überreicht wurde, gab es niemanden, der ihr diese Auszeichnung neidete.

Die entscheidend auf ihre Anregungen mit hin verteilten jährlichen Millionen Spenden, ihr bescheidenes Auftreten in der Öffentlichkeit, ihre warme Menschlichkeit, ihre rege Anteilnahme an allen Geschehnissen in ihrer Vaterstadt haben ihr einen sicheren Platz im Herzen der Fürther Bevölkerung verschafft, die sich mit diesem heute noch Familienunternehmen eng verbunden fühlt.

Wenn ich an den Schluß meiner Ausführungen die Schilderung einer Vollblutpolitikerin stelle, so geschieht das, um dadurch Verbindung zum ersten Teil des Referates herzustellen. Frau Käthe Strobel ist zugleich auch die erste und bisher einzige Frau aus Franken, die einen Ministersessel innegehabt hat.

Einer kinderreichen Handwerkerfamilie entstammend wurde sie früh mit den damals so viel größeren materiellen und sozialen Problemen der Arbeiterschaft konfrontiert. Durch den Einfluß ihres Elternhauses — der Vater war Mitglied der weit links stehenden unabhängigen sozialdemokratischen Partei, der USPD — schloß sie sich früh der sozialistischen Jugend an und war bis 1933 Vorsitzende der Kinderfreunde, der Falken, in Bayern.

Sie ist eine ausgesprochene Autodidaktin, da sie nach Abschluß der Volksschule nur noch einen 2jährigen Handelsschulbesuch bei ihren Eltern durchsetzen konnte. Mit 21 Jahren heiratete sie den Buchdrucker Hans Strobel, der 1934 wegen Hochverrat verurteilt und in Dachau inhaftiert wurde. Den Krieg machte er in einem Strafbataillon mit und schon 1946 schrieb er ihr aus der Gefangenschaft, sie solle doch in die Politik gehen. So wurde sie schon 1947 Vorsitzende der sozialdemokratischen Frauen Frankens und zog 1949 in den ersten Bundestag ein. Ihre langjährige Tätigkeit im landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen führte sie zur Beschäftigung mit Verbraucherfragen, denn wenn der Verbraucher wirklich zum Wirtschaftspartner werden solle, müsse er einerseits seine Interessen bewußt wahrnehmen, andererseits aber auch durch Gesetze geschützt sein. Sie setzte sich deshalb auch im Bundestag besonders für die Verabschiedung des Lebensmittelgesetzes ein, das den einzelnen vor gesundheitsschädigenden Stoffen schützen soll. Im März 1958 wurde sie Abgeordnete im Europaparlament, und ihre Tätigkeit wurde dort bald so anerkannt, daß man sie zur Vizepräsidentin und die sozialistische Fraktion sie sogar von 1964 bis 1966 zur Vorsitzenden wählte. 1964 wurde sie in die 10köpfige Regierungsmannschaft aufgenommen. In der großen Koalition war sie Gesundheitsministerin, 1969 wurde ihr Ministerium mit dem für Jugend und Familie zusammengelegt. — Wenn ihr Sexatlas für die Schulen auch auf Widerspruch und Kritik stieß, so fielen doch in die Zeit ihrer politischen Tätigkeit das Krankenhausfinanzierungsgesetz, ein erster Gesundheitsbericht, der Aufklärungsfilm „Helga“, der 40 Mill. Besucher zählte, ein Programm zur Bekämpfung des Rauschmittel- und Drogenmißbrauchs und ähnliches mehr. Noch heute ist Frau Strobel als Mitglied des Nürnberger Stadtrats politisch aktiv. Von ihr ist der Ausdruck überliefert: „Politik ist eine viel zu ernste Sache, als daß man sie allein den Männern überlassen könnte“. In einer Sendung im Bayr. Rundfunk 1970 bezeichnet sie sich selbst als ehrgeizig, aber ohne diese Eigenschaft wäre es ihr auch nie gelungen, eine so führende Rolle in ihrer Partei und der Öffentlichkeit zu spielen. Sie erkennt deutlich die Schwierigkeiten, die sich auch heute noch der politischen Tätigkeit der Frau in den Weg stellen.

Ich zitiere: „Die Frauen, die heute in politisch relevanten Entscheidungsgremien mitwirken, haben dies nicht erreicht, weil die Frau gleichberechtigt ist, sondern obwohl

sie es noch nicht ist. Ein Leben in der Politik zu führen, heißt für die Frau auch heute noch, aus der Rolle zu fallen, die ihr unsere Gesellschaft zugeschrieben hat“.

Der SPD-Politiker Dieter Lattmann beschreibt in seinem Buch „Die Einsamkeit des Politikers“, daß die Ehe mit der Macht kein Familienleben zuläßt, den Abgeordneten zum Gefühlskrüppel macht, der seine Isolierung und Kontaktarmut kaum noch durchbrechen kann, weil seine menschlichen Beziehungen bis zum Nullpunkt zusammenschrumpfen. Ich zitiere: „Getrieben von Ehrgeiz und einer fast krankhaften Unruhe laben sie sich in narzistischer Wohlgefälligkeit am Beifall der Massen, ohne zu diesen noch wirklichen Kontakt zu haben“.

Ist es typisch weiblich, daß wir Frauen dagegen auch in der Welt der Politik versuchen, noch das Menschliche zu sehen? Ist es aus diesem Grunde nicht auch ein Fehler, daß wir hier so eine unbedeutende Rolle spielen, denn könnten wir nicht entscheidend dazu beitragen. Gegensätze zu überbrücken und Gemeinsamkeiten herauszustellen?

Käte Strobel jedenfalls nennt das politische Engagement eine dankbare Aufgabe, und ich möchte mich als kleine CSU-Stadträtin ihren Worten anschließen, da sie sich mit meiner Auffassung decken. Ich zitiere:

„Trotz der Schattenseiten“, die in der Politik — ich ergänze noch: und im öffentlichen Leben — ebenso wie in jedem anderen Bereich vorhanden sind, ist für mich ein Leben ohne Politik nicht denkbar. Die vorhandenen Fähigkeiten dort einzusetzen, wo sie für den Menschen größten Nutzen bringen, ist nach meiner Erfahrung eine der sinnvollsten Aufgaben für eine Frau“.

Literatur

1. Die Frau in unserer Gesellschaft. — In: Das Parlament 27. 1977 Nr. 18.
2. Die Frau in der offenen Gesellschaft. Frauenquote 1976. — Materialien zur freiheitlichen Sozialpolitik, hg. von der Politischen Akademie Eichholz 1977.
3. PROSS, Helge: Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik. — Frankfurt/M. 2. Aufl. 1969 (= Edition Suhrkamp bd. 319).

Hans Max v. Aufseß

Die Leitfigur des Femininen: Die Dame

Es wurde mir nahegelegt, über „Die Welt des adeligen Fräuleins“ zu sprechen. Vielleicht hat man in mir das Musterexemplar eines in die sagenhafte Zeit zurückreichenden Einhornes vermutet, das allen adeligen Blödsinn aus überwundenen, feudalistischen Epochen auf dem stolzen Hirnfortsatz seines einen Horns unbeirrt weiterträgt. Ich beabsichtige jedoch nicht, die närrischen kleinen Heiligen und süßen Dummerchen heraufzubeschwören und zu verherrlichen, wie sie in vergangenen Zeiten und besonders im vorigen Jahrhundert mit etwas Französischparlieren, Klavierspielen und Klöppelfertigkeiten in abgeschlossenen Frauenkemenaten oder in klösterlichen Fräuleinstiften aufgewachsen sind, um bei Entlassung naiv und weltfremd und mit züchtigem Augenniederschlag dem schon vorherbestimmten Ehegatten zugeführt zu werden.

Mir geht es um die Herausstellung eines der kostbarsten Phänomene unserer abendländischen Kultur, um etwas, das mich schon von Jugend an in Bann geschlagen und beglückend herausgefordert hat. Ich denke dabei an das Vorbild einer sehr menschlichen Erscheinung, an die Leitfigur des Femininen, an die Anmut in Person — an die Dame.

Eine Dame, — Welch fragiler Begriff! — Er kann schon beim bloßen Anfassen zerbrechen. Wenn z. B. eine Dame von sich behaupten sollte, sie dürfe sich wohl für eine

Dame halten, dann ist es schon dahin damit, und die Scherben liegen um sie auf dem Boden. Eine Dame hält andererseits mehr aus, als ein streng gesittetes Etepetete-Denken ihr zuzumessen wagt. Sie kann sich Unvollkommenheiten und Überschreitungen leisten, sie braucht nicht die Schönste, nicht die Gescheiteste, nicht die Keuscheste und schon gar nicht die Reichste sein, sie darf das eine Mal Konventionen brechen und kann ein andermal gegen alle Regeln durch Natürlichkeit entwapfen, und sie bleibt doch die vollkommene Dame dabei. Inmitten aller Zwänge weiß sie ihre Ungezwungenheit zu bewahren.

Mit Erklärungen ist ihr nicht beizukommen. Für ihre Zusammensetzung gibt es kein Rezept, für ihr Herkommen keine Regel, für ihren Zauber kein Erlernen, für ihr Benehmen keinen Knigge und keine Pappritz. Sie ist absolut da oder sie existiert nicht. Sie läßt sich nicht ein- oder abschalten. Eine „fast“ Dame oder eine „zum Teil“ Dame gibt es nicht.

Damen sind von dem Material, aus dem man Kronen fertigt, gleich ob diese sichtbar oder unsichtbar getragen werden, gleich auch, ob sie im Blickfeld eines ganzen Volkes stehen oder nur im kleinen Kreise leuchten.

Freilich wird eine Dame lupenreiner und feingeschliffener Art leichter aus einer Gesellschaft und Familie mit der Pflege des guten Tones, des erlesenen Geschmacks und der noblen Denkungweise hervorgehen, als aus einer Großkommune unter einheitsgekleideten Genossen und Genossinnen. Doch kein Himmelbett garantiert eine Dame, so wie kein Schlafsack sie ausschließt.

Das Wort „Dame“ kommt aus dem Französischen. Wie schön klingt das „Madame“ in dieser Sprache, fast wie geschliffenes Kristall beim Anstoßen des erhobenen Kelches. Es ist der große Fortschritt der ranzösischen Revolution, daß man in Frankreich seitdem diese liebenswürdige Titulatur gegenüber jeder Frau bedenkenlos verwenden kann. Madame klingt immer gleich gut, ob gegenüber der Frau Minister oder gegenüber der alten Zeitungsfrau im Kiosk gesungen. Das Ideal der *égalité* ist zumindest hierin in unserem Nachbarland voll erreicht. Das ist schon sehr viel, denn mit der gewinnenden Einleitung lassen sich freundliche Beziehungen leichter fortsetzen.

Wie voller Komplexe ist dagegen bei uns die Anrede einer Frau geblieben, deren Namen oder Vornamen wir nicht kennen. Einer solchen Zungenhemmung war es z. B. zuzuschreiben, daß ich einmal auf einem überfüllten Bahnsteig der enteilenden Besitzerin der in meinem Abteil liegengebliebenen Tasche nichts zuzurufen wußte. Der Anruf mit „Sie Frau“ wäre zu grob, „Sie gnädige Frau“ zu fein und ein bloßes „Hallo“ zu unbestimmt gewesen. Ob das Fundamt danach das Verluststück der Frau — oder war es doch eine Dame? — zurückgeben konnte, belastet als offen gebliebene Frage noch heute mein Gewissen mit dem Vorwurf meiner teutonischen Eckigkeit und Ungeschicklichkeit.

Um das Wort und den Begriff „Dame“ hat es also in Deutschland schon von vornherein seine schwierige Bewandnis. Wer ist eine Dame, wer keine, niemand könnte es genau fixieren. Das ist nicht viel besser bei dem Widerpart der Dame, dem Herrn. Shakespeare hat den Begriff umschrieben. Er läßt beim Eintreten eines Fremden aus einer Tischrunde im Hintergrund die Bemerkung fallen: Der hat etwas in seinem Wesen, das ich Herr nennen möchte. Alle wußten damit Bescheid. Niemand aber hätte es erklären können, worin das Besondere lag.

Während die Franzosen dafür bekannt sind, alles transparent zu machen und in die Helligkeit des Tageslichts zu heben, liebt der Deutsche das Gewisse und das Ungewisse, um das leicht transzendierend ein Wiederschein der Tiefe und der Herrlichkeit schwebt. Man kann diese Eigenschaft der Verdunkelung gewiß nicht nur verurteilen. Man muß sich damit abfinden, daß es manches zwischen Himmel und Erde gibt, das unsere Schulweisheit nicht erfassen und unser Verstand nicht auf feste Normen zurückführen kann. Auch in unserer Zeit der höchsten Aufgeklärtheit gibt es Dinge, die nicht voll faßbar und greifbar sind, die schimmern und leuchten wie das Charisma um das archaische Priestertum oder der Nimbus um das mittelalterliche Kaisertum oder die

Grazie um ein hinreißend sich bewegendes und darstellendes Lebewesen, sei es ein Kätzchen, ein Pferd, eine Bachstelze, oder in höchst verfeinertem Sinn ein Wesen, dem wir dann das im besten Sinne unergründliche Wort einer Dame oder eines Herrn beifügen möchten.

Am liebsten hätte ich schlichtweg den Titel „Dame“ über meine Ausführungen gesetzt. Aber dem steht entgegen, daß Zeitschriften und Werbung das Wort „Dame“ massenhaft und mißverständlich verkonsumieren, um den Absatz von Blusen, Strümpfen oder Seife zu fördern. Sicher ist dagegen der diskrete Hinweis auf gewissen verschwiegenen Türen mit der Pluralform „Damen“ als ein zivilisatorischer Fortschritt zu werten.

Trotz solcher Erweiterungen hat aber die Anrede und die Verwendung dieses Wörtchens keinen Eingang in unsere volkhafte Umgangssprache gefunden. Kein Bauer oder Arbeiter würde diese gleichsam im langen Abendrock einherschreitende Vokabel seiner „Alten“, seiner „Mutti“ oder seiner Nachbarin nebenan anhängen.

Göring wollte in der Nazizeit diesem Dilemma mit der Einführung des Titels einer „hohen Frau“ entrinnen. Mit Gewalt ließ sich aber auch hier nichts Bleibendes erzwingen.

Der negative Begriff, keine Dame zu sein, diese gern geübte Abschreckung von Müttern und Tanten gegenüber unschuldigen Mädchen „das macht keine feine Dame“, läuft dagegen allzusehr über die Lippen und hilft durch seine zurechtsetzende Art und falsche Anwendung noch mehr dazu, das Bild der wahren Dame zu verwischen und zu verwirren.

Der Artikulation „Dame“ fehlt bei uns die eindeutige Einbürgerung und die behördliche Sanktionierung. In keinem Fragebogen findet sich eine Rubrik „Dame“. Die „Frau Gemahlin“ ist sowieso schon ein im Grunde uns überfeinert erscheinender Ausdruck von stelzendem Gehabe.

Ganz entschieden schlägt aber die heutige Gleichberechtigung der Frau, die mit einer langsam immer mehr uns bewußt werdenden Gleichbelastung der Frau einhergeht, der bevorzugten Respektierung und Herausstellung der Dame in das Gesicht. Es legt sich daher die Frage nahe, ob in einem Klima und Boden des Stresses und der Nivellierung aller Vorrechte die zarte Kulturpflanze Dame überhaupt noch gedeihen kann.

Wie soll z. B. eine Angestellte die schönen Künste pflegen, ihre Bildung bereichern und das von ihr verlangte reizende Aussehen und ein immer sanftes Lächeln kultivieren können, die schon um 6 Uhr früh aufsteht, ihr Frühstück und Zimmer macht, die zu den rushhour-Zeiten in überfüllten Straßen und Verkehrsmitteln zum Büro hastet, um am Abend übermüdet wieder zurückzupusten, die stundenlang Schreibmaschine schreibt, telefoniert, immer wieder neue Leute empfängt und abfertigt, zum Mittagessen sich anstellt, die im harten Konkurrenzkampf sich behaupten und beruflichen Ärger schlucken und in der verbleibenden Freizeit Stunden vor vollen Läden, beim Friseur oder Zahnarzt erwarten muß.

Die Soziologen haben bereits das Aussterben der Dame verkündigt. Diese sei spätestens mit Lil Dagover und Greta Garbo dahingegangen. Lassen wir sie selbst zu Wort kommen:

Der Soziologe Dr. Bartsch z. B. erklärt das Verschwinden der echten Dame damit, daß junge Mädchen heute kaum noch entsprechende damenhafte Leitbilder hätten. Früher habe Besitz und Geld zu besonders guten Manieren und zu einem kultivierten Lebensstil verpflichtet, heute würden Geld und Besitz als Freibrief für Skandale und den primitivsten Lebensgenuß gewertet.

Max Horkheimer folgert aus dem Mangel an geistiger aber auch materieller Unabhängigkeit, die zur Existenz der Dame gehöre, daß es die Dame der Tendenz nach nicht mehr geben könne.

Der englische Romancier Hartley schildert in seinem Roman „Facial Justice“, daß in einem vollsozialisierten Staat überdurchschnittlich schöne oder bedeutende Frauen als sozial unerwünschte Störenfriede angesehen und dementsprechend behandelt werden

müßten. Neben Einkleidung in Sackleinen müßten sie ein staatliches Antlitzausgleichszentrum aufsuchen.

In diesen trüben Chor stimmt schließlich der Soziologe Dr. Enders ein, der dem Verschwinden der Dame einen Nachruf durch die Summierung ihrer sie ausmachenden Eigenschaften widmet.

Trotz seines Kataloges nachgerufener wunderbarer Tugenden erfaßt mich die Lust zum Ausreißen vor dieser perfekten Gesellschaft hoher Damen. Wo bleibt das cachet ihrer reizenden Schwächen und bezaubernden Unzulänglichkeiten, die in meinen Augen nicht minder ihr Wesen ausmachen?

Abseits solcher Denkmalsinschriften unter idealisierte Marmorfiguren lebt in mir ein viel freieres, durchaus auch in der Gegenwart mit ihrem Drang zur égalité aufrechterhaltbares Bild von einem gewandelten Wesen, das ich Dame nennen möchte, so sehr auch zu ihrer Entstehung andere Epochen günstiger gewesen sein mögen.

Die Pflanzstätten einer Dame scheinen mir im Morgendämmern werdender Staaten und Kulturen zu liegen. Bezeugt durch die Sagen und Gesänge der Dichter, wurde die Frau in ihrer schöpferischen und durch die Sitte beherrschenden Bestimmung in jenen Zeiten hochgestellt und verehrt. Die homerischen Helden und die burgundischen und fränkischen Ritter, beide beugen sich vor der Schönheit der Frauen, aber nicht nur vor ihren körperlichen Reizen, sondern auch vor der Harmonie ihres Denkens und Handelns. Die Bilder und Plastiken aus diesen Zeiten drücken in ihrer zarten Erlesenheit das gleiche aus. Die Tänzerin des Kallimachos im Museum zu Delphi und die Uta vom Dom in Naumburg könnten Schwestern sein.

Von Homer erfahren wir, wie die Frauen den von der Jagd zurückkehrenden Männern warme Bäder bereiteten, wie andererseits die Jünglinge den Frauen vom Wagen halfen und die Pferde versorgten. Alles hatte noch eine familiäre und faßbare Größe. Der König zählte am Abend noch persönlich die heimkehrenden Rinder, und die Königin trug noch den Krug zur Feierabendstunde zum Brunnen. Jean Paul bekennt sich einmal zu dieser Atmosphäre des übersehbaren Kreises: „Diese herrliche Teilnahme an jedem brüte eine verdichtete Menschenliebe aus und die rechte Schlagkraft des Herzens“. Diese war es auch, die Nausikaa beflügelte, im Gegensatz zu ihren flüchtenden Mägden dem gestrandeten Odysseus frei und hilfreich entgegenzutreten.

Nicht anders geschah es in der Blütezeit des Rittertums. „Höfisch“ mit dem Beiklang und Inhalt von höflich war damals das Zauberwort. Der königliche und fürstliche Hof und das Leben dort galten als das Ideal, das man anstrebte. Auf den Schlössern wurde die feine Sitte gepflegt, im Gegensatz zum flachen Land, der Stätte fleghafter Manieren und tölpelhaften Wesens. In den von Teppichen geschmückten Hallen hätte niemand gewagt, vor Frauen unzüchtige Reden zu führen oder diese mit dem Anblick Betrunkener zu beleidigen. Gastfreundschaft, Briefstil, Wohnen, Kleidung, Jagd, alles wurde in einen hohen Stand gesetzt. Die Gabe und Aufgabe der Frauen beruhte darin, alle Lebensformen zu kultivieren und zu stilisieren.

Erst als in hellenischen Zeiten die Weideplätze und Ackerflächen knapp und in den Ritterzeiten alles Lehensland vergeben war, endeten diese glücklichen Zeiten des feudalen Patriarchismus und der hohen Frauenminne. Die Sippen und die Länder bekämpften sich und stritten um neues Land. Die Frau wurde ihrer naturgegebenen Ämter beraubt.

Besonders in dem volkreichen Athen läßt sich die Abkehr von der einstmaligen Königswürde und veredelnden Herrschaft der Frau ablesen. Ehrgeiz, Klassenkampf und heftiger Meinungsstreit erfüllte nun die Männer. Sie ließen ihre Frauen unbeschäftigt zu Hause sitzen und hatten es mit ihrem gefüllten Terminkalender in der Togafalte unangenehm eilig, auf Marktplätzen, in Bädern und im Theater zu disputieren, um das aufgeregte Volk auf diese oder jene Seite zu locken. Die Frauen aber wurden zu Haushälterinnen, Bettgenossinnen und zum Gebären von Kindern degradiert. Zu große Verstärkung bedeutet bei jedem Feudalsystem Aufweichung.

Es ist daher wohl verständlich und sei den äolischen Frauen, die die schönsten und talentvollsten Griechenlands waren, von Herzen gegönnt, daß sie den Weg in die Freiheit in anderer Weise wahrnahmen, in der ihr Einfluß ungeschmälert weiterherrschen konnte. Sie sprengten den engen und stupid gewordenen Rahmen ihres Frauendaseins und widmeten sich der Dichtkunst, dem Tanz und der Musik. In dem Drang, aus dem verstummt und verdummten Kreis der Hausfrauen auszubrechen, bildete sich ein Hetärentum heraus. Diese mit „Freundin“ zu übersetzenden, emanzipierten Frauen empfingen als großzügige Gastgeberinnen in eigenen gepflegten Wohnungen Politiker, Philosophen, Bildhauer, Maler und Dichter. Die hohe Bildung dieser Hetären und die Pflege ihrer Schönheit verbietet es, sie nicht als Damen anzusprechen. Wo gäbe es nicht böse Zungen, die ihnen nicht nachgesagt hätten, sie seien willig, aber nicht billig gewesen. Sie waren Königinnen in ihrer Art.

Von der klugen Aspasia berichtet Plato, daß sie die hinreißendste Rede zu Ehren der gefallenen Helden für Perikles entworfen habe. Darin wurden das *résumé* eines Lebens, die Inventur eines Staates und die Grundlagen der freiheitlichen Demokratie in klassischer Form niedergelegt, die zu verteidigen die Helden nicht umsonst gefallen wären.

Es muß diesen griechischen Damen zum Ruhme angerechnet werden, daß sie den Kult des Schönen im geistigen und im körperlichen Sinn als Ideal einer Weltanschauung und eines großen Volkes lang über den politischen Verfall hinaus aufrechterhalten haben. Das griechische *kalagathos*, diese Verbindung des Schönen mit dem Guten, dieses unlösbare Ineinandergreifen von Ästhetik und Ethik, ist das Erbe und Elixier geblieben, aus dem alle nachfolgenden Töchter der Dame Nausikaa ihre unverkennbare Note geschöpft haben. Sie waren weder Heilige noch Sünderinnen. Sie stellten den wahrsten Typ der Frau dar, so wie sie zauberhaft aus den Händen des Schöpfers kommt, um den Mann zu beglücken, begabt mit allen Tugenden und Reizen, aber auch mit den „*jolies défauts*“, den berückenden Inkonsequenzen und Schwächen des Geschlechtes, die sich im Zauber der Anmut auflösen.

Es würde Bände füllen, die großen Vertreterinnen damenhaften Wesens aus den verschiedenen europäischen Stilepochen unter wechselnden Herrschaftsformen und unterschiedlichen Volkscharakteren darstellen zu wollen. Es ist meines Wissens noch nicht versucht worden, eine solche Kulturgeschichte der Dame zu schreiben, denn die zahlreichen Bücher über bedeutende Frauen der Geschichte stimmen nicht mit dem Geheimcode einer Dame überein.

Aber was nach den vom griechischen Schönheitskult noch beeinflussten Römern kam, sind finstere Zeiten für die Frau. Nach den Theorien der Theologen vom Geiste eines Chrysostomos galt die Frau als eine todbringende Anziehungskraft, ein geschminktes Übel, Reinkarnation der Eva, welche die Menschheit um das Paradies gebracht hat, immer noch vorzügliches Werkzeug des Teufels, um die Menschen in die Hölle zu bringen. Der Mann, nicht die Frau sei nach Gottes Bilde geschaffen. Daraus ginge hervor, daß die Ehefrauen ihren Gatten Dienerinnen sein sollen. Das kanonische Recht gestattete dem Mann, seine Frau zu schlagen. Die Gesetze der Stadt Beauvais stellten schon einen Fortschritt dar, da danach nur „mit Maß und Ziel“ geprügelt werden durfte.

Das mönchische Ideal der Keuschheit mit all seinen damit verbundenen Verdrängungen hatte zu einer Abwertung der Frau und des ganzen Eros geführt. Um die Liebe zwischen den Geschlechtern wieder in die Kultur einzubauen, mußte sie um jeden Preis einen Stil suchen, eine Form, die sie hochstellte, aber doch in Schranken hielt, einen Ausdruck, der sie verhüllte und verklärte. Es ist das große Verdienst des Rittertums und der Erfolg der Kreuzzüge, daß hier ein tiefer Wandel gegen die kirchliche Erniedrigung der Frau eingetreten ist.

Aus dem Streben nach veredelnder Liebe entstand damals auch der von allen Lesekundigen verschlungene „Roman de la rose“. Er besitzt die Stirn, in das Sprachgewand der Bibel sich zu kleiden und in blasphemischer Herausforderung der

Kirchenlehre den Eros als höchstes Gut zu verkünden. Er leitet damit über in das freizügige, ganz dem Diesseits zugewandte Leben und Denken der Renaissance.

Wenden wir uns unter Auslassung von vielen schönen, bedeutenden, klugen, kühnen und auch — mit dem Gedanken am Liselotte von der Pfalz — derben Frauengestalten einer Dame aus dem Empire zu, Madame Juliette Récamier, die neben Maßstab und Herz mit ihrem weiblichen Charme die ganze Männerwelt bezauberte.

Balzac und andere Dichter beschreiben sie mit einem Rausch von Worten, die in unserer so viel nüchternen Zeit fast übertrieben klingen: Ihr habe nichts gefehlt, was Liebe erwecken kann. All ihre Magie sei in der rückhaltlosen Freimütigkeit ihres Augenaufschlags und in dem dunklen, kehligen Unterton ihrer Stimme enthalten gewesen.

Die Salons der Rokokozeit hatten nach den blutigen Ausschreitungen der französischen Revolution, bei denen die seidenbefrackten Kavaliere und gepuderten Damen noch bis zum letzten Schritt unter das Fallbeil der Guillotine ihre Haltung bewahrt hatten, ihr Wiederaufleben gefunden. Die ausgeräumten Palais wurden neu möbliert. So war es der an einen Bankier verheirateten Juliette Récamier gelungen, in ihrem Haus einen Mittelpunkt der kultivierten Konversation und einen Treffpunkt für alle Großen in Politik, Literatur und Kunst zu schaffen.

Müde der ewigen Wichtigkeit der Kriege, aus denen die Männer rauhbeinig und ungeschlacht zurückgekehrt waren, war es das Verdienst dieser Salonkultur, mit der rüden Saloptheit aufzuräumen und die Männerwelt wieder an Manieren und elegante Kleidung zu gewöhnen. Statt des Polterns, Saufens und Fluchens gewöhnten sich die Herren der Schöpfung unter dem Einfluß kultivierter Frauen wieder daran, erbauliche Gespräche zu führen und in Geist und Witz zu brillieren.

Wenn man jene Zeit der Salons, der Kerzenkristalleuchter, des Aufstehens vor einer hereinkommenden Dame und der kultivierten Konversation den von Konrad Lorenz aufgestellten acht Todsünden unserer Zivilisation gegenüberstellt mit ihrem Streß, ihrer ungeduldrigen Wunscherfüllung, ihrem Konsumdenken, Gleichschaltungsstreben, Massendenken usw., könnte man in die Unkenrufe unserer Soziologen einstimmen, daß die „vieleidle Fraue“, die Dame, aus und Passé sei.

Dennoch sehe ich ihren Fortbestand auch unter Neonlichtern, Schreibmaschinengeklapper und Motorenlärm nicht gefährdet. Es gibt keine letzte Dame, so wenig es eine Zeit gibt, die auf diese Kostbarkeit verzichten könnte. Die Dame hört nicht auf mit einer Dachbodenwohnung oder einem billigen Ausverkaufskleidchen und fängt nicht an bei einem Schloß oder lackierten Fingernägeln. Solange das Gute und das Schöne auf unserer Welt noch nicht eliminiert sind, wird sie, wenn auch unter anderen Bedingungen und Umständen, überall weiterleben. Und wenn einer Generation dieses alte Ideal nicht mehr paßt, wird es spätestens die nächste wiederentdecken.

Man kann nicht eine Begriffswelt von Jahrtausenden seit der Königstochter Nausikaa's Zeiten wegguillotiniieren und auch nicht mit aller Technik, Ideologie und Massenbeeinflussung einnivellieren. Mag es auch heute erschwerte Bedingungen geben, sich als Dame Geltung zu verschaffen, es liegt nicht nur am äußeren Rahmen. Etwas im Wesen, das ich Dame nennen möchte, wird, solange es Menschen und keine Automaten gibt, uns immer weiter beglücken. Die Dame, wie sie rings um uns lebt und unsere besten Seiten herausholt, bleibt die kostbarste Erscheinung unserer uralten Kultur.

Anschriften der Mitarbeiter

Hans Max Frhr. v. AUFSESS, Schloß Oberaufseß, 8851 Aufseß
Elisabeth ENGELHARDT (†), Hauptstr. 25, 8501 Leerstetten
Dr. Hartmut HELLER, Saarstr. 5, 852 Erlangen
Dr. Hartmut KUNSTMANN, Gervinusstr. 72, 85 Nürnberg
Dr. Inge MEIDINGER-GEISE, Schobertweg 1a, 852 Erlangen
Insea STROBEL-SCHÜCKING, Hardstr. 36, 851 Fürth/B.
Dr. Gustav VOIT, Äußere Bayreuther Str. 71, 85 Nürnberg

Bayer. Staatsbibliothek

8000 München 2